Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Ein schlechter Mensch.

Von

A. von Gersdorff.

ENGELHORNS *Allgemeine* Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Als vor nunmehr elf Jahren unsre **roten** Bände ihren ersten Flug in die Welt wagten, begegneten sie manchen Zweifeln, ob ihr Prinzip **billig und gut** ihnen Bahn zu brechen im stande sein werde.

Bald aber zeigte es sich, daß der Gedanke, dem deutschen Volke die besten Erzeugnisse der Romanlitteratur aller Nationen zu einem beispiellos billigen Preise bei guter und geschmackvoller Ausstattung und in handlicher Form zu bieten, nicht nur lebensfähig, sondern geradezu zündend war.

Seither hat sich unser Unternehmen mehr und mehr eingebürgert, und auf Schritt und Tritt begegnet man den schmucken Bänden, die sowohl am häuslichen Herd, als auch auf der Reise und im Bade zum unentbehrlichen Freund und Begleiter geworden sind.

Die große Berliner Zeitung „**Die Post**" schreibt:

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" hat kürzlich ihren zehnten Jahrgang beendet. Die roten Bände haben in diesem Zeitraum jede neue Nebenbuhlerschaft siegreich überwunden und selbst ältere Unternehmungen ähnlicher Art in den Hintergrund geschoben. Dieser Erfolg wird zumeist der Umsicht und dem feinen Takt des Herausgebers verdankt, der unablässig bemüht ist, aus allen neuen Erscheinungen der deutschen und fremdländischen Litteratur das Beste und Eigenartigste auszuwählen, wobei er alle Richtungen der modernen Litteratur — mit Ausnahme der krassesten Erzeugnisse des Naturalismus — gleichmäßig berücksichtigt.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Elfter Jahrgang. Band 3.

Ein schlechter Mensch.

Roman

von

A. von Gersdorff.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1894.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

„Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes:
Des Andern Ehre!“

Im Leben eines Schriftstellers finden sich gesegnete Zeiten, wo ihm ein Stoff zum Lebensbilde, sozusagen, um den Hals fällt, ihn an sich drückt und begrüßt, daß ihm vor Lust und Liebe schier der Atem vergeht und er nur eilen muß, sich und den Stoff zu setzen und den Ungestümen, der wie eine köstliche Riesenwasserwoge über ihn hergefallen, in die lebens- oder gestaltungsfähigen Grenzen zu bannen.

Und so soll es ja auch sein! sagen die Weisen aus Morgen- und Abendland, die wir Kollegen nennen.

Ja freilich soll es so sein. Aber du lieber Apoll! Wenn's immer so wäre, wie es sein sollte! Zuweilen sitzt man dann da und wartet sehnsüchtig, geduldig und zuletzt ganz wütend, daß uns einer um den Hals fallen soll, und ist gar nicht daran zu denken.

Das nennt man dann „stoffhungrig“.

Löwen, die da herumgehen und sehen, was sie verschlingen, sind dann gar nichts gegen uns.

Schöne Situationen, prächtige Gedanken schießen in erstickender Ueppigkeit auf, aber sie setzen keine Frucht an, sie finden keinen festen Kern, um den sie sich festranken und legen können.

In solch einem hungrigen Zustande geschieht es wohl, daß man bei unpassender Gelegenheit gegen seinen Nächsten äußert: es mangle uns ein wenig an Stoff.

Bruder in Apoll, oder Schwester! Hast du dies nicht auch schon oftmals, oder selten gegen irgend einen wildfremden Menschen geäußert, ohne daß er dir hilfreich beisprang und dir andeutete, daß er dir einen „höchst packenden Stoff“ wohl mit-

teilen könnte aus seinem Leben, falls du natürlich keinen Namen nennen wolltest?

Du versprichst ihm dies!

Meistens erzählt er dir so eine Art Räuberroman, oder eine gänzlich unmotivierte Spiritistengeschichte, oder eine Sache, die du letzthin in der „Gartenlaube" oder in der „Guten Stunde" ganz ähnlich gelesen hast. Nur war es dort verständlich und amüsant, und hier ist's unbegreiflich und auch noch langweilig.

Auch Papiere boten sie dir an — die Guten. Nicht wahr? Alte Tagebücher einer sel'gen Tante, — Briefe einer „ach! längst verstorbenen Hand!" — kurz: sie verderben dir die gute Laune, die nette Souperstimmung, eine neue, interessante Bekanntschaft, die sich nicht heranwagt, weil der berühmte Mann (oder Frau) gar so ernste Unterhaltung — pflügt —! (hätte ich bald gesagt) also: pflegt! und auch noch die Träume deiner Nacht, weil sich ihre blutigen Banalitäten in alles mischen, was dir vor die Geistesaugen kommt.

Also, teure Geschwister, rettet euch bei Zeiten!

Hundertmal, denn ich gehöre nämlich zu den Leuten, die durch Erfahrung nicht klug werden, hatte ich das Beschriebene stumm wütend gelitten.

Zum hundertunderstenmal ging ich dem Menschen mit dem „packenden Stoff" bettelnd nach.

Keine Räubergeschichte, keine Unmöglichkeit, kein neuntes Weltwunder!

Jeder hat's schon gesehen, gehört; erlebt vielleicht mancher! Jedem kann's passieren. Mein Herz und mein Geist aber tranken gierig aus dem urewigen, goldenen Lebensquell der heiligen, gesegneten Wahrheit.

Ein „packender Stoff"? Ach nein, liebe höhere Tochter, höherer Handelsbeflissener, strebsamer „cordon bleu", ich schäme mich, aber ich muß es tragen, auf Lebenszeit unpopulär zu bleiben, denn packen thut mich der Stoff vielleicht ganz allein, da er von jener unbeliebten Art war, welche ein begabter Mensch einst als die einzig rechte bezeichnete mit dem Worte:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

Es war mein liebster Monat im Jahre, der Januar.

Der Schnee war so dicht gefallen, Tage und Nächte hindurch, daß selbst die weltberühmte Straßenreinigung Berlins ihn einstweilen liegen lassen mußte, wo er gerade lag. Und für ein paar kurze Stunden sah er da auch schön aus! Schneeweiß funkelnd und weich, wie mit Brillanten bestreuter Samt lag er unter der strahlenden Lichtpracht von Café Bauer, Kranzler und auf den Stufen von „Pétersbourg“ und „Rome“.

Es lohnte nicht, ihn fortzufegen, den weichen Eigensinn. Er legte sich doch gleich wieder hin, der leise, sanfte, unaufhörlich fallende Schnee.

Die Luft war windstill. Höchstens drei Grad Kälte. Ein Sternenhimmel, so schön! So schön, daß meine schönheitsdurstige Seele in langen Zügen den köstlichen Trank genoß, den man Befriedigung nennt. Ich hatte eine offene Droschke genommen auf Zeit, um, wie ich nun einmal bin, Genuß auf Genuß zu häufen.

Die köstliche Fahrt durch das schneefunkelnde Berlin, und das schließliche Ziel der Salon einer der interessantesten, geistreichsten und gütigsten Frauen, die Berlin besitzt, in deren herrlichen Augen Liebe und Treue ein wahres Tuskulum haben und von deren Lippen niemals ein Wort fiel, das einen anderen Menschen entwürdigte.

Wohl wenig andre Frauen hatten eine so haarscharfe Unterscheidung von recht und richtig, von gütig und schwach sein, als Frau Anna von Löbel! Wohl wenige haben so heiß geliebt und ihre Toten so treu geehrt und dabei alles begreifen können, was die verschiedenen Naturen anders thaten und verlangten, und alles verziehen, was andre sündigten.

Man war sicher dort, nie einen wertlosen oder unbedeutenden Menschen zu treffen.

Jedenfalls waren dort immer mehr Treffer als Nieten zu erwarten.

In den sogenannten „Salons“ eine Seltenheit.

Ich freute mich auf den Abend.

Hätte ich geahnt — —

Ein wohliges Gefühl der erhöhten Lebensluft durchrieselte meine Adern, und fröhlich eilte ich die Treppen in dem lieben Hause an der Kurfürstenstraße hinauf.

Unter den Gegenständen in den Räumen oben war eigentlich auch, wie unter den Menschen, die man traf, keine Niete.

Alles war wert, betrachtet und bewahrt zu werden.

Dazu unsägliche Behaglichkeit, eine warme, rosige Beleuchtung, die nicht durch Lampenschirme, sondern durch rote Cylinder verbreitet wurde. Die edlen Marmorleiber der alten heiteren Götter — herrliche Gestalten modernen Lebens, vollwertige Männerköpfe und süße Blüten weiblicher Schönheit ließen sie schier lebendig aufleuchten von den Postamenten, Säulen und Wänden.

Frau Anna hatte auch eine schönheitsdurstige Seele, die sich berauschte an dem himmlischen Trank — in dem Gedanken:

„Was wir als Schönheit hier empfinden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengeh'n."

Sie hatte keinen gräßlichen „Jourfix", wo alles kommen darf, was gerade Laune oder übermäßige Zeit hat. Sie lud die Menschen direkt mit feinster Wahl ein, die zusammen ein harmonisches Ganze bilden konnten, obwohl sie wahrhaftig verstanden hätte, auch die heterogensten Naturen zur Eintracht zu überreden.

Also war es auch nie überfüllt.

Man hatte Raum, sich und seinen respektiven Geist auszubreiten, alles zu sehen, zu hören, und doch hatte man das Recht, gar nichts von alledem zu thun, sondern still mit seinen Träumen, oder irgend einem künstlerischen Werke in einer Fensternische oder Ofenecke auszuruhen. Zuweilen sang ihre bezaubernde Schwester ein wonniges Liebeslied a capella (ohne die oft recht prosaische, dreintappende Pianobegleitung), in die vielseitige Zufriedenheit hinein.

Heute wollte es der Zufall, daß viele mir Unbekannte im Salon versammelt waren. Die Wintersaison begann ja auch eigentlich erst.

Ich stand gerade bewundernd vor einer Statue der Nemesis, welche Frau Anna von ihrer letzten Reise mitgebracht hatte, als sie mit einem Herrn auf mich zutrat.

„Meine liebe Daschy, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Major Gravis vorzustellen."

Ich sah auf. Ein großer, schlanker Mann stand vor mir — mit ernsten, tiefliegenden Augen. Ein Kopf, den, wenn nicht der Geist — doch der Schmerz geadelt hatte. Ich erkannte ihn sofort! Freilich war's Jahre her. Wir hatten in derselben Stadt gelebt. Mein verstorbener Mann und er

waren einst Kameraden im selben Regiment gewesen. Wir hatten viel verkehrt. Er besaß eine schöne, liebenswerte Frau, die wir alle verehrt und geliebt hatten. Er war viel älter, als sie, und trug sie auf Händen.

„Ja — wie ist mir denn, Herr Gravis? Wir sind doch alte Bekannte!"

„Jawohl, liebe, gnädige Frau. Ich erkannte Sie sofort, als Sie sich eben umdrehten. Sie sind unverändert."

Ich lachte.

„Ach, lieber Herr Gravis, dann muß ich aber vor zehn Jahren reifer und würdevoller ausgesehen haben, als ich ahnte."

„Gewisse Schönheit altert nie," sagte er galant.

„Die innere!" erwiderte ich, ihm zunickend.

„Gnädige Frau sind inzwischen hoch hinaufgekommen auf den Berg des Lebens," sagte er, sich neben mir auf Frau Annas Schreibpult lehnend, während ich auf meinem Lieblingsplatz, einem drehbaren Tabouret Platz nahm. „Ich habe mit vielem Interesse Ihre Arbeiten ab und zu gelesen," fuhr er fort. „Namentlich haben die Skizzen ‚Mittellose Offiziere' meine Zustimmung gefunden. Nur hätte ich gewünscht, die kleinen Lebensbilder mehr ausgeführt zu sehen. Der Stoff ist so außerordentlich ergiebig. Tief und ergiebig genug, ganze Bände damit zu füllen. Aber, ich bitte, meine ungeforderte Kritik gütigst zu verzeihen, gnädigste Frau."

„Keine Ursache, Herr Gravis. Im Gegenteil. Sie haben recht und ich stimme mit Bedauern bei. Auch dürfte es wohl kaum eine berufenere Kritik geben, als die eines Offiziers, der so viel von denen, welche ich Lieutenant Hans I., II. und III. genannt habe, an sich vorbeigehen sah." — Ablenkend fuhr ich fort: „Wie geht es übrigens Ihrer liebenswürdigen Gattin? Eine unvergeßlich reizende und geistvolle Frau. Warum ist sie nicht hier?"

„So viel ich weiß, geht es ihr gut," sagte der Major ernst.

Ich schwieg betroffen. Was für eine Antwort!

„Franziska lebt seit Jahr und Tag im Augusta-Hospital als Krankenpflegerin. Aber lassen wir das, liebe, gnädige Frau, wenn ich bitten darf."

Und nach einer beklommenen Pause fügte er leise hinzu: „Ich werde Ihnen gern erzählen, wie alles kam. Gelegentlich. Später einmal, wenn Sie mir gestatten. Sie wissen, wir beide — Sie und ich — verstanden uns immer recht gut und

ich denke gar gern der freundlichen Plauderstunden — au coin du feu — bei Ihnen im kleinen roten Salon, wenn die andern sich bei Tanz und Kartenspiel amüsierten.“

Ich sah zu ihm auf, und indem ich den großen Schmerzenszug in seinem Gesicht betrachtete, bot ich ihm, ohne zu antworten, nur still die Hand.

Er küßte sie langsam, nachdem er meinen Blick stumm beantwortet hatte. — Eine lange Geschichte lag darin.

Frau von Löbel trat mit ihrem reizenden Lächeln zu uns.

„Nun, das wußte ich doch, daß Sie, Daschy, und Herr Major Gravis sich gefunden haben würden, wie man zu sagen pflegt. Aber jetzt zum Thee und zu irdischen Genüssen, sofern Sie geneigt sind, Rehrücken und Salat für solche zu halten.“

Gravis wandte sich zu mir.

„Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, gnädige Frau? Wenn es auch leider nur der linke ist?“

Ich stand auf und bemerkte erst jetzt, daß der rechte Aermel seines Rockes in der Brust desselben verborgen und leer war. Er hatte so gestanden, bis jetzt, daß ich es nicht gewahr geworden war — in dem Dämmerlicht des Salons und dem Interesse des Gesprächs.

Vor wenig Jahren hatte ich den Mann, der jetzt so bleich, mit dem bitteren Zug um den feinen Mund, als Krüppel vor mir stand, zu den kräftigsten, stattlichsten Erscheinungen gezählt.

„Welch ein Unglück hat Sie getroffen? Wie kamen Sie um den Arm? Und noch dazu der rechte?“ fragte ich erschüttert.

„Von einer Kugel zerschmettert,“ sagte er und schloß mit einem Lächeln (es war ein böses Lächeln), „ja, ja, ich habe auf meine alten Tage nochmals schreiben lernen müssen, und gleich den Fürsten dieser Welt, wenn sie sich nicht ebenbürtig verheiraten, kann ich mich nur noch zur linken Hand vermählen.“

Sich vermählen? Er hatte ja eine Frau — aber richtig, was hatte die zur Krankenpflegerin gemacht?

Ich brannte darauf, Frau Anna zu „interviewen“, wie wir jetzt sagen.

Gleich nachdem das heitere Mahl beendet war, wobei ich mich mit dem alten Bekannten trefflich unterhalten hatte, von tausend Dingen der herrschenden Zeit, ohne die vergangenen zu berühren, zog ich meine liebe Wirtin in die Ecke vor die schöne, zürnende Nemesis.

„Sagen Sie, Liebste, wie kommen Sie eigentlich zu Major Gravis?“

„Mein lieber seliger Mann hat 'mal eine kurze Zeit dienstlich mit ihm zu thun gehabt, als der damalige Oberst auf Reisen war. Seit längerer Zeit außer Dienst, hat er sich hier in Berlin niedergelassen, und so traf ich ihn auch einmal zufällig in einem Salon, — gerade wie Sie.“

„Aber sagen Sie nur, was ist ihm denn geschehen? Er war ein froher, gesunder Mensch vor wenigen Jahren.“

„Ja — liebes Kind — darüber weiß kein Mensch Bestimmtes. Nur soviel steht fest, daß er in seinen späteren Lebensjahren noch einen Familienskandal erleben mußte, ein Duell gehabt hat, wodurch er nach langen Qualen den rechten Arm verlor und seine reizende, gescheite Frau dazu. Den Charakter als Major bekam er erst später, die Frau soll jetzt Pflegerin im Augusta-Hospital sein. Sie soll eine Liebe gehabt haben. War zwanzig Jahre jünger, als er — nun Kind — wir wollen da nicht richten, denn wir wissen davon nichts — ich meine von dieser Geschichte. Sonst schon, was die Liebe anbetrifft — nicht wahr, Kleine?“

Frau Anna lächelte. Jenes ernste und gütige Lächeln, mit dem sie für jeden Abwesenden unwillkürlich Partei nahm.

„Er soll den andern erschossen haben,“ behaupten die Leute. „Aber — ich glaub's nicht. Wie jedoch die ganze, furchtbare Tragödie sich abspielte, darüber herrscht Dunkel. Jedenfalls ist der Major der Beklagenswerteste bei der Geschichte und sein vornehmes, liebenswürdiges Wesen ist mir sympathisch und Ihnen auch, Daschy, — nicht so? Ich hab's gleich bemerkt und habe mich gefreut. Ja, ja, zucken Sie nicht so spöttisch die Schulter, Kindchen, er gefällt uns und wenn auch nur zur linken Hand — so —“

Ich schüttelte lachend den Kopf.

Ach, wie fern lagen mir dergleichen Wünsche und Hoffnungen!

Nein; es war die Schriftstellerin, nicht das Weib, das sich hier gefesselt fühlte.

Unwillkürlich, nachdem mich Frau Anna verlassen, sah ich mich wieder nach dem Major um.

Er saß allein auf einem Eckdiwan, rauchte eine Cigarette und blätterte in den Büchern auf dem Tischchen.

Im Salon erscholl ein fröhliches Durcheinander von Stimmen. Einzelne Klaviertöne drangen vom Nebengemach verheißungsvoll herüber.

Punschgläser auf japanischem Präsentierbrett machten in Christels bewährten Händen die Runde, wobei das gute, alte Mädchen nie unterließ, mit einem: „Ich bitt aber recht schön,“ den Ablehnenden zu ermutigen.

Ich trat leichten Schrittes an den Diwan, wo Gravis saß. Er sah mit freundlichem Lächeln auf und erhob sich.

„Bitte,“ sagte ich rasch, „bleiben Sie ruhig, ich setze mich zu Ihnen, wenn ich darf.“

Und ich saß an seiner Seite, in dem lauschigen Eckchen unter der schimmernden venetianischen Ampel, vor uns die schöne, zürnende Gestalt der marmornen Nemesis.

Der Major sah mich so eigen an, und ich war fast verlegen, dem Stillen meine Gesellschaft aufgenötigt zu haben. Er wollte vielleicht allein sein und fürchtete meine Fragen.

Ich fing hastig von einigen neuen Sehenswürdigkeiten der lieben Weltstadt zu sprechen an, als sei ich dieser Auskunft halber allein zu ihm getreten. Ich glaube, vom Riesenfräulein und Prinzeß Pauline, die zur Zeit vielfach in Castans Panoptikum bewundert wurden.

Aus dem Nebenzimmer klangen die Klaviertöne zusammenhängender, dann ein reizendes Lachen von Frau Annas Schwester und der erste Ton ihrer goldenen Kehle, leise schwirrend, wie Nachtigallensang in blühendem Jasmin:

„Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt, ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.
Die schönen stillen Wolken zieh'n dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne, stille Träume,
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.“

Ich schwieg natürlich beim ersten Ton. Der Major, der, so viel ich mich erinnerte, früher selbst recht schön gesungen hatte, blätterte in einem Album, dessen Deckel den preußischen Adler und ein Wappen zeigte — also jedenfalls militärische Photographieen aus der Zeit, in welcher der selige Gatte Frau Annas noch im Dienst gewesen war. Mechanisch folgte mein Auge während des herrlichen Liedes der blätternden Hand des Majors, und dann plötzlich legte ich die meine zwischen zwei Blätter, die er gerade aufgeschlagen hatte, während der Gesang verhallte, um das Porträt da nicht zu verlieren. Es hatte

mich frappiert bei dem langsamen Umwenden des Majors, das doch nicht so langsam war, daß ich ordentlich hätte sehen können.

Er schob mir höflich das Album hin und strich mit der Hand über die kahle, gefurchte Stirn.

„Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume —"

klang es vom andern Zimmer leise verhallend.

Ah, da war es, das Bild, das mich frappiert hatte, eigentlich ohne daß ich es recht gesehen hatte, eben nur im Umriß. Ah so! Ein Lieutenant. Natürlich! In einem Album, auf dem der Adler Preußens die stolzen Schwingen spannte! Ein Lieutenant, rittlings auf einem „stilvollen" Atelierstuhl sitzend, die Arme auf der niedrigen Lehne gekreuzt. Eine sehr beliebte, übermütige Position der Herren von zweierlei Tuch, die sich nicht übel finden. Ich fand in dem Album mehrere. Dieser aber hatte sogar ein übriges gethan: ein Farbenbild in dieser fragwürdigen Stellung sich geleistet. Es war zu dämmerig in dem Gemach, um die Züge gleich zu unterscheiden. Der Major schob mir die Lampe hin, damit ich besser sehen konnte.

Ein unwillkürlicher Ausruf von Ueberraschung entschlüpfte mir.

„Wie sonderbar!" sagte ich halblaut.

„Sonderbar? Wieso, gnädige Frau?" fragte der Major, „ich dächte doch, es ist das ein sehr hübscher Mensch."

„Sicher. Sonderbar schön."

„Ah so. Ja, wunderbar schön habe ich ihn auch schon nennen hören."

Wie gebannt ruhte mein Auge auf diesem eigenartigen Gesicht: Welche Kopfform, welch regelmäßige Linien! Und vor allem: welche Augen! Gewitteraugen! Diese Bezeichnung trat mir ganz ungesucht auf die Lippen; denn diese Augen blickten mich an, wie der stahlblaue Sommerhimmel, an dem es sich schon drohend ballt und elektrisch zuckt, während goldne Sonnenlichter noch den gefährlichen elektrischen Funken des drohenden Wetters Widerstand zu leisten scheinen. Tiefschwarz und glänzend teilte sich das Haar über einer klassisch-schönen, daher etwas niedrigen Stirn, wie gerade, schwarze Linien begegneten sich die Brauen über dem schmalen, edel geformten Nasenrücken. Nur der Mund, obwohl vollendet schön in der

Form unter dem langen, rötlich-hellen Schnurrbart, störte mich fast; lachende Genußsucht und eiskalter Spott schienen in den Winkeln zu zucken.

Unter dem Bilde stand geschrieben: „Arnold Meister, Pr.-Lieutenant im Garde-Fuß-Artillerie-Rgt." und weiter unten in der Ecke: „Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes: des Andern Ehre."

Ich blickte zu Gravis auf, der mit etwas ironischem Lächeln, wie es mir schien, mein Interesse, meine Ueberraschung bemerkte.

„Bestimmt zu siegen bis zum letzten Hauch,
Ein Toter selbst, noch Herzen zu entflammen,
Schien er vom Gott der Liebe selbst zu stammen,
Die Flamme er! und alles andre Rauch."

citierte er mit leisem Auflachen.

Ich sah ihn fast erschrocken an.

„Sie kannten diesen —"

„Ich hatte das Vergnügen, meine Gnädige."

„Und wer, was ist er, und wo ist er?" fragte ich gespannt, rasch den Blick wieder den Gewitteraugen zuwendend.

„Diese Fragen kann ich kurz und bündig beantworten. Wer er ist oder vielmehr war? Nun, ein Lieutenant Meister, der bei der Artillerie stand, zuletzt hier. Was er war: ein schlechter Mensch, und was das „Wo" anbetrifft — er steht vor seinem Richter."

„Tot?" fragte ich ernst.

„Ja wohl, tot," nickte der Major bestätigend.

„Durch —?" fragte ich zögernd.

„Durch eigne Hand."

„Also nicht im Duell? Ich glaubte —" murmelte ich verwirrt.

„Sie irren; durch eigne Hand!" wiederholte der Major.

„Und ein schlechter Mensch war er — ja?"

„Das können Sie nun vollends nicht begreifen, nicht so, schöne Frau? Wie man so hübsch sein kann und nicht ein Ideal?" spöttelte der Major.

„Doch nicht, Herr Gravis. Ich möchte fast sagen, daß ich Ihre Antwort mir beinahe hätte selbst geben können."

Ich blätterte in dem Album weiter und fand viel hübsche Menschen, gute Gesichter, gescheite Köpfe, interessante Physiognomieen, die Gravis vielfach kannte, aber keine, die mich hätte

die Hand darauf legen lassen, wie dieser schlechte Mensch, der sein verfehltes Leben mit einer Feigheit gekrönt hatte. Ich sagte das dem Major.

Er lachte.

„Ja, ja, ihr Frauen! Solch ein schöner Teufel, wie es in euren Romanen heißt, ist euch viel lieber und interessanter, als der beste, edelste, gute Kerl, der doch auch die Nase im Gesicht hat."

Ich war in einer eigentümlichen Stimmung, halb verlegen, halb traurig.

Aus dem andern Zimmer tönte, von Meisterhand gespielt, ein Chopinsches Nocturno herüber, leise, hinsterbend, wie schluchzendes Liebesflehen, wie glühendes Beten.

Aufstehend reichte ich dem Major die Hand.

„Mißverstehen Sie mich nicht," bat ich.

„Bewahre. Ich bin ganz d'accord mit Ihnen. Sie sind Schriftstellerin und — gestatten Sie mir — immer noch reizende Frau. Der „schöne Teufel" würde ganz selbstverständlich auch hier den Vogel abschießen, wenn — wenn ihn nicht die Erde deckte an der Kirchhofsmauer. Teufel ist allerdings zuviel gesagt, denn solche sind meist raffiniert gescheit. Der Lieutenant Meister aber war wohl nur sehr mittelmäßig begabt, und ich für meine Person habe ihn manchmal beinahe für dumm gehalten, obwohl er mein sogenannter bester Freund war," vollendete er gelassen.

Ich sah ihm zu, wie er das Album schloß und in korrekter Ordnung wieder auf den Platz zurücklegte.

Bald darauf befand ich mich am Arm des Majors auf der weißbeschneiten Straße. Er geleitete mich zu einer Droschke und empfahl sich, mit der verbindlich geäußerten Bitte, mir bald seinen Besuch machen zu dürfen.

Ein brennender Wunsch, jetzt noch auf ein Stündchen „mein Gutes" zu besuchen, erfüllte mich, aber ich ließ ihn sogleich fallen, denn es war elf Uhr und ich hätte keinen Eingang mehr gefunden, oder mein „Gutes" im Schlafe gestört. Dazu war aber meine Begegnung mit Major Gravis nicht bedeutend genug. „Mein Gutes" ist nämlich eine süße, gescheite Frau, die einzige Freundin, die ich je gehabt habe und je haben werde. Sie ist so bezaubernd, außen und innen, daß der Allgütige bei ihrer Erschaffung sicherlich auch gedacht hat, wie bei der Erschaffung der Welt: „Und er sahe, daß sie sehr gut war."

Kein Geheimnis meines vielbewegten Lebens, kein Glück und Leid, keine Schuld und Angst, die „mein Gutes“ nicht wüßte, geteilt hätte und bewahrte. Wie der Marmorstein ein Grab, deckte ihre vornehme Diskretion jedes anvertraute Wort.

Und nicht ich allein war es, die mit beschwertem Herzen Teilnahme und Hilfe, Rat und Schweigen von ihr erwartete.

Eine seltene Charaktererscheinung in der Frauenwelt.

Eine Zeitlang machte sie ein großes Haus — jetzt freilich nicht mehr — und wurde viel geliebt und viel begehrt, schön und in gesicherten Verhältnissen, wie sie war.

Seit Jahren Witwe, lebte sie allein, im Tiergartenviertel, wo sie die Parterrewohnung einer hübschen Villa bewohnte. Ihr stilles Wohlthun, ihre lebendige Barmherzigkeit war vielleicht nur sehr, sehr wenigen bekannt.

Freilich war sie bei keinem Verein, wohnte keinen Sitzungen bei, stieg nicht bei sinkender Nacht in einem alten Regenmantel, Kalabreser und Gummischuhen in die Hütten der Elenden und Armen und richtete barmherzigen Unfug an, aber seht euch nicht um nach den großen und kleinen Summen, die Existenzen erleichterten, Kranken Genesung möglich machten und mittellose Talente zu fördern strebten; obwohl „mein Gutes“ nicht gerade reich war.

Und dennoch, auch an sie kroch die Verleumdung, der Haß und Neid heran. Auch über sie lächelte man, zuckte die Schultern und flüsterte über die schöne, alleinstehende Frau, die es nicht für nötig hielt, ihre Tugend von jemand anders verteidigen und beschützen zu lassen, als von der eigenen schwachen Kraft.

Im Adreßkalender hieß „mein Gutes“: „Elisabeth Freifrau von Landry, geb. Freiin von Santy-Elms“, Tiergartenstraße Nr. —

Ein leuchtender, funkelnder Wintertag schwenkte seine blau-weiß-goldne Fahne über dem Tiergarten.

Auf der Rousseau-Insel wimmelte es froh und bunt durcheinander. Der Weg dorthin war ein Strom heitrer Gesichter, eleganter Toiletten, flotter Uniformen.

Ich selbst ging selten jenen Pfad und nie nach der Insel. Erstens meide ich Massenvergnügungen grundsätzlich, zweitens war ich einst bis an den Hals durchs Eis gebrochen und lief seitdem nicht mehr Schlittschuh, drittens ist es für mich ein raffinierter Genuß, nahe einer geräuschvoll lustigen Menschen-

menge allein und einsam zu sein, mich abseits zu halten und zu fühlen. „Eine geborne Schriftstellernatur,“ neckte mich Frau Anna von L . . ., „die nur leise herumschleicht und geistig stiehlt, wie der gefährlichste Taschendieb.“ Vielleicht hatte sie recht.

Ich ließ es also dort drüben unter den im Reifschmuck leuchtenden Baumzweigen wimmeln, funkeln und schwirren: die Raketen, Meteore, Schmetterlinge und Blumen der ganzen und halben Welt, und schritt friedlich dahin auf einem gänzlich gemiedenen Seitenpfade.

Der Schnee funkelte vor mir ohne Fußspur, der blaue Himmel mit seiner lichten Nachmittagssonne lächelte darauf nieder und ein bunter Vogel — weiß der Himmel, welchem die Naturgeschichte mitten im Winter eine Villeggiatur im Tiergarten erlaubt — flog vor mir her, wiegend, wippend, drei Tönchen trillernd, von Zweig zu Zweig.

„Guten Tag, meine gnäd'ge Frau,“ ertönte es da plötzlich von einer angenehmen Stimme neben mir, als ich so in tiefem Sinnen dahin schritt.

Es war Major Gravis, der schon längere Zeit hinter mir gegangen war und dies lächelnd äußerte, eine kleine, liebenswürdige Galanterie daran knüpfend.

Auch ich mußte heiter lächeln, denn mir blitzte durch den Sinn, welch angenehme Aussichten Frau Annas gütiges Herz darin erblickt hätte, wenn sie hätte mit ansehen können, wie ich „einsam und zu zweien“ mit dem eleganten Major die stillsten Pfade des Tiergartens entlang wandelte, schon wenige Tage, nachdem ich in ihrem Salon mit ihm ein Wiedersehen gefeiert hatte.

„Gestatten Sie, daß ich Sie ein Stück begleite?“ fragte er, und ich gewährte gern.

Wir plauderten über allerlei, und er gestand mir, daß er mich schon an der Ecke des Potsdamerplatzes bemerkt und, wie er sich ausdrückte, sich sofort „auf die Verfolgung des edlen Wildes“ gemacht habe.

Wir sprachen auch über Frau von Löbel, und auch in unsrer Bewunderung und Verehrung waren wir so einig, daß die Unterhaltung bald wieder ins Stocken geriet.

„Was schreiben Sie jetzt?“ fragte Gravis, die etwas lange Pause in der sehr üblichen Weise beendigend.

Eine Weise übrigens, die mir immer unbehaglich war. Was für eine Unmenge könnte man da antworten — oder

wie gräßlich einsilbig bleiben! Kann man eine unerschaffene Welt zeigen? oder die Oede — das große geistige Nirwana und seine Trostlosigkeit — mit zwei Worten oder einem Wort annähernd beschreiben, wenn man leider sagen muß: „Nichts!" wie ich zum Major.

„Nichts? Wie geht das zu, Gnädigste?"

„Mir fällt nichts ein," sagte ich gelangweilt.

„Und Ihr Leben muß doch so reich an Erlebtem sein."

„Das schon. Mein eignes Leben kann ich leider nicht beschreiben, ohne Indiskretion großen Genres zu begehen, einige Leute mir zu Todfeinden zu machen, zwei oder drei gute Freunde der Irrenanstalt oder dem Staatsanwalt zur Begutachtung zu empfehlen —"

„Na — na."

„Oder mich selber dort zu denunzieren."

Gravis lachte.

„Sie thun's doch einmal. Geben Sie acht! Schriftsteller können alles, nur nicht schweigen."

Ich war wirklich böse.

„Ach, gehen Sie doch mit der gräßlichen Fachsimpelei!" sagte ich halb lachend. „Ich bin in gar keiner rosigen Stimmung, denn ich kann nicht arbeiten!"

Er lachte wieder, und ich hörte das gern. Es war ein so gesundes und doch leises Lachen. Von der Insel her klang der Hochzeitsmarsch aus „Lohengrin". Der Schnee stäubte knisternd und blitzend von den Aesten, ein kleiner Ballen flog auf meinen blauen Pelz und Gravis rieb ihn fort mit der bloßen Hand. Er hatte eine hübsche, gepflegte Hand, und am vierten Finger einen sogenannten Trauerring — schwarze Emaille mit einer Perle — wo eigentlich doch der Trauring hätte glänzen sollen.

Der Trauerring — und die Frau lebte doch, und plötzlich stiegen die wunderbaren Gewitteraugen vor mir auf. Die Ideenverbindung lag nahe.

„Geben Sie mir doch Stoff zur Arbeit," scherzte ich. „Sie haben doch auch gewiß manches erlebt."

Gleich darauf bereute ich fast das Gesagte, so hart und finster blickte er mich an.

Er sagte eine Weile gar nichts und nestelte an dem leeren rechten Aermel seines Ueberrocks.

Ich schwieg auch, bis er endlich meinte: „Ja, ja. So manches Merkwürdige könnte ich schon beisteuern, aber meiner

Ansicht nach ist es nicht eigentlich das Merkwürdige und Außergewöhnliche, was so recht ergreift und packt —"

„Gewiß!" unterbrach ich ihn eifrig, „das ganz Gemeine ist's, das Ewig-Gestrige! Sagen Sie, Herr Gravis, könnten Sie mir nicht da am Ende wirklich ein ganz gewöhnliches und recht packendes Thema schenken, denn was kann am Ende ein Artillerielieutenant in Berlin so Merkwürdiges erleben, besonders, wenn er so jung stirbt, und doch erzählt dies Gesicht eine Geschichte — eine Geschichte, die —"

„An der kein Wort wahr ist," vollendete er spöttisch. „Nein, meine liebe gnädige Frau, dieser armselige Fürst der Lüge beut Ihrer edlen Feder keinen interessanten Anhalt. Sie meinen doch den Lieutenant Meister?"

„Jawohl, und sind Sie dessen so gewiß, daß die Lebensgeschichte dieses toten Lieutenants einer Schriftstellerin nichts Stoffliches bieten könnte?" fragte ich, und über alles andre hinaus flog mein Interesse für meine heilige Kunst.

Er zuckte die Achseln.

„Das entzieht sich meiner Beurteilung," meinte Gravis. „Aber was ich weiß von dem ‚schönen Gesicht' — denn das war sein Spitzname im Regiment, den Sie seinem Wert nach schätzen werden — das kann ich Ihnen ja andeuten. Vielleicht gibt es Ihnen die rosige Laune wieder — mir zur Freude," schloß er leise.

„Wie das?" fragte ich verwirrt.

„Vielleicht finden Sie doch Stoff darin. Erzählen kann ich Ihnen ja einiges von ihm."

„Ach, bitte. Lassen wir die Geschichten. Sie hatten eine Beziehung dort, die —" sagte ich bang. Er sah so traurig, so tiefernst aus.

„O, nicht doch. Warum? Das ist alles längst begraben. Mir thut nichts mehr weh. Ich spreche ganz gern davon."

Ich schwieg und wagte nicht in sein Gesicht zu sehen! Sonderbar! dachte ich nur.

„Sie meinen, Herr Gravis, daß diese Erzählung mir vielleicht doch irgendwie Stoff bieten könnte?" sagte ich endlich interessiert.

„Sofern das Leben eines — nun eben eines schlechten Menschen Ihren Lesern Stoff zu einer angenehmen Lektüre bieten kann."

Ich sah verstohlen in sein geneigtes Gesicht. Du hast alles längst begraben? Dir thut nichts mehr weh? dachte ich.

„Die Sonne brennt doch recht intensiv, trotzdem wir im Januar sind und der Schnee tagtäglich fällt,“ sagte der Major lächelnd in ganz verändertem, leichtem Ton und nahm den Hut ein paar Momente in die Hand. „Ja richtig, der Meister! Von dem wollte ich Ihnen erzählen, was ich weiß, damit Sie, schönste Frau, mittels eines Stoffes wieder in rosige Laune kommen sollten!“

Gravis rief ein Blumenmädchen an, das, nach der Insel strebend, unsren Weg kreuzte, und bot mir einen Strauß Rivierablumen, tot, blaß und duftlos, in einem Bett scharfkantiger Stechpalmblätter. Ich nahm ihn dankend an, aber mir war so beklommen. Ich begriff mich nicht, und den Mann auch nicht recht.

Eine kleine Pause, dann hob Gravis an, so ungefähr, als hätte er schon lange davon gesprochen.

„Sein Vater war Pfarrer am Harz, die Mutter glaube ich Holländerin und eine der edelsten und schönsten Frauenerscheinungen. Als ich sie kennen lernte, war sie schon eine Matrone; aber ich habe nie jemand gesehen, der so lebhaft an die schönsten Bilder der Königin Luise erinnerte, als die Pfarrerin Meister.“

„Lebt die arme Frau noch?“

„Nein. Die hat er auch auf dem Gewissen. Unberufene brachten ihr Nachricht von seinem bösen Treiben, als sie schwer krank war. Da rührte sie der Schlag. Ob er's noch erlebt hat, weiß ich nicht einmal. Es ging da zuletzt alles blitzschnell hintereinander. Sehen Sie, an diesen Meister ist von Zeit seiner Jugend an nie ein böser Einfluß herangetreten. Seine Erziehung war streng, aber die Strenge war in keiner Richtung übertrieben. Das Leben dort im Pfarrhaus soll reich und heiter gewesen sein, und der Pfarrer hat die schönen Künste über dem Ernst des Lebens nie vergessen. Viel hervorragende Geister standen mit dem alten Meister in Verbindung. Der Arnold war das einzige Kind, und man sorgte und that für ihn, was ein Gärtner für einen sehr edlen Baum thun würde. Da war kein Bildungs- und Erziehungsmittel zu teuer, vom Munde abgespart wurde es mit Freuden, um den heranreifenden jungen Geist dereinst eine hervorragende Stellung im Staat und in der Gesellschaft einnehmen zu sehen. Auch kann man nicht sagen, daß die Leute hochmütig und verblendet waren und dafür Gottes Zorn verdient hätten. Nein, durchaus nicht. Nirgends ging es einfacher und bescheidener

zu. Niemand konnte weniger Aufhebens von seinen Kindern machen, als diese Leute.

„Ich lernte ihn in unsrer gemeinsamen Garnison S . . . . . in Ostpreußen kennen, wo er eingetreten war, nachdem er sein Abiturium gemacht hatte.“

„So, das Examen hatte er gemacht?“ fragte ich interessiert.

„Jawohl, das hatte er gemacht. Nun — man kann sein Abiturientenexamen mit Nummer 1 bestehen, ohne deshalb besonders gescheit zu sein.“

„Ja, Sie meinten, er sei nur mittelmäßig begabt gewesen?“

„Ich denke so. Kurze Zeit hielt er sich brav. Mag sein, daß er gar zu jung war, als er zur vollen Selbständigkeit gelangte. Der alte Meister äußerte gegen mich, daß er nichts davon halte, ins Mannesalter hinein einen Jüngling bewahren und leiten zu wollen. Will der's nicht selbst thun, dann geht er doch zu Grunde; aber ihm rechts und links Geländer bauen, macht ihn nicht schwindelfrei, und die bricht er durch. So hatte er denn seine Freiheit, seine verhängnisvolle sogenannte Schönheit und eine aus allen Ecken und Winkeln zusammengekratzte Zulage von monatlich sechzig Mark. Jeder Kamerad im Regiment mochte ihn; er war so zu sagen ein Führer der ganzen Geselligkeit geworden, obwohl er in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit niemals Wert darauf zu legen schien. Er that seinen Dienst wie wenige, man konnte sich bedingungslos auf ihn verlassen. Zuverlässig, pünktlich, solide, dabei vergnügt und lustig — kurz, man beneidete mich um meinen jüngsten Lieutenant, der wie ein Feldwebel arbeitete und abends auch noch in meinen Familien- und Freundeskreis Anregung und harmlose Heiterkeit brachte. Oftmals bot ich ihm in richtiger Sorge meine Hilfe an, falls er je in Geldverlegenheit kommen sollte. Er dankte mir mit Wärme und meinte lachend, daß Schuldenmachen bei besten Freunden eine regelrechte Bettelei sei — er käme aus, er brauchte nichts.“

Gravis schwieg eine Minute.

„Der Schuft!“ sagte er dann leise und fuhr im vorigen ruhig breiten Tone fort. „Erlassen Sie mir die Einzelheiten. Ich muß gestehen, daß ich den Menschen liebte — in beinahe väterlicher Weise; der Altersunterschied war ja auch groß — und ich möchte mich auf einfache Thatsachen beschränken. Bald hernach mußte ich erkennen, daß ich reifer Mann von einem

Fürsten der Lüge durch seine einfache Aeußerlichkeit wie ein schwachherziges Weib dupiert worden war. Ein Spieler, ein Trinker, ein niederträchtiger Verführer der unschuldigsten, reinsten Frauen — —"

Wieder schwieg der Erzähler, als zwänge er aufsteigende Bewegung gewaltsam nieder.

Ich kann gar nicht sagen, wie verlegen ich plötzlich wurde. Warum? Gott weiß! Was ging mich der tote Mann an — und der lebende?

„Ja, gespielt. Sich auf alle Weise Geld geschafft, Duelle an allen Ecken, verbotene, häßliche Liebesabenteuer zu Dutzenden, kleine Handwerker belogen und betrogen, kurz, ein Schuft, den Majestät aus der Armee gestoßen hätte, wenn er dem nicht zuvorgekommen wäre."

„Und er nahm sich das Leben?" sagte ich leise.

Gravis nickte.

Wir gingen schweigend nebeneinander hin. Das Gesicht des Majors war blaß, seine Augenlider seltsam gerötet.

Ich wußte, daß das Letzte und Schlimmste nicht gesprochen war, und zagte fast, doch hatte ich's im Gefühl, der Mann mußte und wollte zu Ende sprechen. Was er bis jetzt gesagt, war nichts, war Furcht, war Zagen und Zögern vor dem, was ihn im Herzen tödlich traf.

Endlich fuhr er in ruhigerem Tone fort: „Mit seiner Versetzung nach Berlin nahm das Unheil seinen Anfang, dort wurde seine Schönheit beinahe stadtbekannt. Die Frauen hoben ihn auf den Triumphwagen selbst hinauf, unter dessen Rädern er ihre Herzen sehr gleichmütig zerdrückte. Seine Affairen wurden ernst, wurden bemerkt und gerügt höheren Ortes. Er ging zu weit. Der Oberst ließ ihn kommen, um sich belügen und betrügen zu lassen. Ich — o! ich Thor! — ich zog ihn inniger, fester an mich — ich wollte ihn retten vom Abgrundsrand, dem er zutaumelte. Das Bild — und das Wort darüber, das Sie neulich bei Frau v. L. sahen: ‚Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes: des Andern Ehre!' ich besaß dieses Bild einst und glaubte an das Wort. Ich hatte den schönen Arnold mit den ‚Gewitteraugen' wie Sie sagen — lieb gewonnen."

Wir waren ziellos hineingewandert in den Tiergarten. Das lustige Geräusch fröhlichen Lebens von der Insel her war hier verhallt, nur ganz fern von der Tiergartenstraße kam

ab und zu das rasch verklingende Geläut der vorübereilenden Schlitten.

Gravis hatte eine kurze Weile geschwiegen. Wir standen beide still an einer Wegbiegung, und der Major stieß vor sich niedersehend seinen Stock in die weiße Schneedecke. Dann sah er auf, ein schwaches Lächeln glitt über sein edles Gesicht.

„Sehen Sie, gnädige Frau, es geht mit dieser Plauderei nun just so, wie mit mancher andern im Leben: sie endigt ganz anders, als man's im Sinne hatte. Ich wollte Ihnen aus einem fremden Leben einige romantische Notizen erzählen, vielleicht Anhaltspunkte für einen Roman geben, und jetzt hab' ich fast vergessen, daß ich eben nur plaudern wollte — und bin im besten Zuge, mich auszusprechen und Sachen zu erzählen, die eigentlich niemand angehen, als mich und die Toten."

Der frühe Wintertag neigte sich zu Ende. Durch die von Schnee und Reif glitzernden Zweige der Bäume glomm das blutige Rot der sinkenden Sonne und es wurde abendlich kalt. So interessant mir des Majors Erzählung war, erschien es denn doch unmöglich, ihm hier noch eine Stunde im Schnee gegenüber zu stehen. Auf die Gefahr hin, ihn zu verletzen, deutete ich ihm dies an und bat ihn, bei mir einen Teller Suppe zu nehmen und mir dann alles anzuvertrauen, was er gern einmal einem vertrauenswerten Menschen sagen möchte. Er nahm es dankend an, noch ein Stündchen au coin du feu bei mir zu plaudern.

Und immer, während der kleine Schlitten uns über die glatte Bahn nach der K.-Straße führte, immer hatte ich neben dem Schweigenden ein sonderbar banges, schweres Vorgefühl.

Dann daheim — au coin du feu, nachdem wir noch ein leidliches Diner à la fortune du pot eingenommen hatten, bei welchem Gravis augenscheinlich zerstreut war.

Die Portieren waren zugefallen, der Mokka dampfte, die Cigaretten glommen. Gravis sah sehr ernst und fast traurig aus. Aber mir gefiel er viel, viel besser, als einst in der frischen burschikosen Soldatenmanier.

„Wenn es Ihnen nicht unlieb ist, erzählen Sie mir weiter von dem toten Lieutenant," sagte ich mit einem, ich gestehe es — etwas geschmacklosen Versuch, die Sache „leicht" zu nehmen, damit dem Guten „leicht" werde.

Er spielte ebenso den Leichten und ich sah wohl, daß er spielte.

„Ich sagte Ihnen schon, daß der Arnold Meister sich etwas

viel mit Damenbekanntschaften befaßte. Nun, man kann Ihnen gegenüber ja wohl ganz aufrichtig —"

„Ganz offen sein — und ganz sicher," sagte ich ernst.

Er beugte sich und küßte meine Fingerspitzen, dann fuhr er fort: „Der Oberst hörte davon und ließ ihn kommen. Da benahm er sich in einer Weise brüsk und undankbar, daß Salewski — so hieß der derzeitige Kommandeur — nur ablehnend die Achseln zuckte, als ich ihn, voll Interesse für meinen Freund, darüber um Auskunft ersuchte. Nur das Eine äußerte er immer wieder: Roh und undankbar! So verkehrte der Mensch zum Beispiel auch bei einer Dame, die durchaus keinen tadellosen Ruf genoß. Die Frau war bildschön, lebte ohne jede Gardedame, hatte ihren einzigen Sohn in irgend eine Pension untergesteckt, wo er dumme Streiche machte, deren Kosten sie lachend bezahlte, bis der Junge beim Baden ertrank. Der Mann, ein kreuzbraver Offizier, war tot.

„Bei der Dame verkehrte er fast jeden Abend, sagte man, den er nicht in meinem Hause zubrachte. Man sagte ihn einesteils verlobt mit der Person, gefangen, hineingefallen, anderenteils sprach man oder flüsterte von einer offenkundigen Liaison. Dergleichen Frauen haben ja immer einen ‚Freund‘ und nie glaubt man an ihren Wunsch, sich dauernd zu binden.

„Ich suchte ihn dort fortzubringen; ich öffnete ihm die Augen, und es schien auch, als nähme er sich meine Warnung zu Herzen. Wenigstens äußerte er kurz und mit deutlichem Schmerz, daß auch er leider glauben müsse, zu der halben Ueberzeugung gelangt sei, daß die Dame wohl kaum einer ernsten Neigung würdig wäre. Ich hörte dann auch, daß er jedenfalls das Haus eine Zeitlang gemieden habe, andre hatten ihn freilich in später Stunde in Zivil mit der Frau auf der Straße gesehen. An sich war ja die Geschichte einfach Geschmacksache. Wenn er ihr nur nicht seinen Namen geben wollte — was er sonst trieb, konnte ich ihm gönnen.

„Inzwischen redete ich ihm lebhaft zu, sich zu verheiraten. Es war zur Zeit mehr als ein hübsches Mädchen in unsern Kreisen, die ihn gern genommen hätte und auch in der Lage war, einen armen Lieutenant zu heiraten. Er ging denn auch an mehreren Stellen, so weit er konnte — das heißt zu weit. Ein angesehener Mann — Stadtrat Delke — suchte mich sogar eines Tages auf und beklagte sich bitter, daß Meister seine Tochter kompromittiert habe, daß er — unglaublich, aber wahr — eine ganze Nacht mit ihr und einer Freundin in einem

öffentlichen Lokal geblieben sei und dort gegen Morgen beim Herauskommen unglücklicherweise gesehen worden sei. Da er, der Vater, aber von seiner Tochter dahin beruhigt worden wäre, daß Arnold Meister so gut wie ihr Verlobter sei und sie nur durch Zufall nach Thoresschluß in dem Garten eingeschlossen worden wären — sehr gegen ihren Willen — so habe er eben der Sache ihren Lauf gelassen und Meister erwartet. Der Lieutenant aber sei bei ihm nicht wieder gesehen worden.

„Ich zuckte die Achseln, und der gute Mann samt dem Fräulein Tochter kam mir sozusagen wunderbar vor. Doch versprach ich ihm, dem Lieutenant Meister ernsthaft von der üblen Geschichte zu sprechen. Ihm zur Ehe mit der Kleinen zuzureden, das versprach ich nicht, denn die kleine, kokette Stadtratstochter kannte ich, und dies sonderbare Eingeschlossenwerden in solch einem Lokalgarten, der bekanntlich erst um zwölf Uhr geschlossen wurde, wollte mir als Grund, die Delke zu heiraten, nicht recht einleuchten.

„Nach tagelanger Erwägung — das Fräulein hatte ein bedeutendes Vermögen — sprach ich mit Meister so herzlich und kameradschaftlich wie möglich. Wir nannten uns seit einiger Zeit Du!

„Er speiste mich mit frivolen Redensarten ab, weil er gerade zu einem Rendezvous ginge, und zwar mit der Tochter seines Obersten, wie er lachend erzählte, und von der er öffentlich zu äußern pflegte, daß er sich lieber erschießen würde, als sie heiraten.

„Ich ging dann später nochmals zu Meister, um mit ihm den wichtigen Knoten zu lösen oder fester zu ziehen, denn der Stadtrat ließ nicht locker. Mir war eigentlich immer so etwas Angst um ihn, und ich selbst, so unbeschreiblich glücklich in meiner Ehe, wußte zu gut, welchen veredelnden Einfluß eine liebevolle Frau, auf deren Herz und Geist man Häuser bauen kann, auf einen Mann zu üben vermag. Wie solch eine Frau dem Manne das Paradies auf Erden bereitet, ihm Kamerad, Geliebte, moralischer Vorgesetzter, sozusagen allerhöchste Behörde in allen großen Lebensfragen ist, wie man vor ihr kniet, wenn man elend ist und Hilfe haben will, wie man sie lachend und scherzend ans heiße, volle Herz reißt, wenn man froh ist! Ja freilich, alle waren sie nicht so — alle waren sie nicht wie — Franziska!“

Gravis starrte mit sonderbarem Lächeln ins Weite. Dann fuhr er fort: „Endlich richtete sich Meister hastig auf aus der

Sofaecke, in der er beinahe zusammengesunken gesessen hatte, während ich alter Thor ihm meine gutgemeinte Predigt angedeihen ließ.

„‚Ja, Wilhelm, das ist sehr schlimm alles, und ich weiß wirklich gar nicht, wie ich da heraus soll — aber heiraten kann ich Fräulein Delke nicht. Von Liebe ist gar keine Rede, wie gesagt, und — und außerdem habe ich nun, lieber Freund, ich habe eben eine andre — — maßlos lieb.‘

„‚Nun, Freund, Mensch! Dann bilden sich die Delkes eben Unsinn ein!‘ lachte ich, ‚und das kokette kleine Ding ist ganz allein schuld an allem.‘

„Er sah etwas verlegen zum Fenster hinaus, vor dem er jetzt stand, und murmelte etwas.

„‚Schuld? Nun, Freund, das ist doch wohl zuviel gesagt. Wenn man jemand lieb hat — sieh mal — dann läßt man sich wohl, wenn man jung und lustig ist, wie die Delke, auch mal in so einen Vergnügungsgarten einschließen — — mein Himmel! Wir waren ja nicht ganz allein. Nein — ich hätte wohl, ich war wohl derjenige, der hier — die Schuld — die Schuld — die Schuld — —‘“

Major Gravis verstummte jäh.

Ich fühlte, der Mann war an einem furchtbaren Wendepunkt angelangt, und die ganze Wucht des Schicksals warf sich ihm in der lebendigen — ach! unsterblichen Erinnerung in dem Augenblick wieder aufs Herz.

Nun aber mußte er vorwärts. Nun war's ihm brennendes Bedürfnis, sich auszusprechen. So schwieg ich, ohne ihn anzusehen, und wartete.

Mit einem leichten Seufzer hob er den gesenkten Kopf und sprach weiter, als habe er gar nicht aufgehört zu reden: „‚Die Schuld‘, sagte Meister und unterbrach sich jäh.

„Was war ihm? Was um Gottes willen war dem Menschen? Er fuhr vom Fenster zurück und sein Gesicht war geradezu graubleich.

„‚Bitte, bitte — Wilhelm, geh jetzt —‘

„Ich starrte ihn an. Gehen sollte ich!? Ja, war er denn toll geworden!? Mich so jählings hinauszuweisen! Dennoch stand ich auf!

„‚Was oder wen hast du denn gesehen?‘ stieß ich erstaunt hervor. ‚Arnold, vertraust du mir denn nicht? Du mußt doch da am Fenster eben etwas gesehen haben?‘

„Er faßte mich um den Arm und drängte mich geradezu mit Gewalt nach der Schlafzimmerthür.

„‚Aber Arnold — du beleidigst mich — du bist nicht bei dir.‘

„‚Nein, nein, nein! Geh, geh, Mensch, Wilhelm, wenn du nicht das Furchtbarste erleben willst —‘

„‚Aber was ist, was denkst du? Ich — ich begreife ja doch alles‘, rief ich aus, ‚und was, Bester, gehen mich deine kleinen Liebeleien an? Mein Himmel, die Dame, die du vermutlich erwartest und eben kommen sahst, wird doch wohl so lange warten können, wenn du ihr ein Zeichen gemacht hast, daß jemand hier ist —‘

„Er starrte mich fassungslos an, stieß dann zornig das Fenster auf, daß die Scherben splitterten und beugte sich weit hinaus. Dann drehte er sich nach mir um.

„Nie im Leben vergesse ich den Blick voll Schuld und Schmach. Wie niedrig, wie gemein erschien mir seitdem in meiner Erinnerung immerdar dies ‚wunderbar schöne Gesicht‘ meines besten Freundes. Ah — wie ein Schuft — ein Hund!“ ...

Gravis schüttelte sich, richtete sich auf und fuhr ruhig und sehr langsam fort: „Meister stürzte aus der Thür und prallte dort mit der hereineilenden Dame zusammen.

„Es war meine Frau.“

Major Gravis schwieg.

Ich wagte nicht, mich zu bewegen. Es war gar zu furchtbar ernst, was ich da nachträglich bangen Herzens miterlebte.

Gravis hatte die Stirn in die Hand gelegt; seinem ins Weite gerichteten Blick sah man an, daß die Bilder von einst in schrecklicher Deutlichkeit vor ihm aufstiegen, und er sprach weiter, in einer eigentümlichen, fast abgerissenen Art, als spräche ihm jemand die Sätze vor.

„Wir schossen uns. Ich forderte, er hatte den ersten Schuß und zerschmetterte mir den Arm, den rechten, am Ellbogen. Dann ging er kaltblütig davon und gab mir nicht einmal die Hand, wie es sonst unter Christen üblich ist. Da war irgend eine Schlagader verletzt — der Blutverlust war groß. Nach Haus wollte ich nicht, man brachte mich ins

Krankenhaus; beim Transport wurde ich bewußtlos. Vorher aber hörte ich noch, wie die Leute, die mich trugen, ihn einen schlechten Menschen nannten, der einer ehrlichen Kugel nicht wert gewesen wäre. Ich lag im Krankenhause und litt schwer. Der Arm war zerschmettert, die Wunde bösartig. Und nicht das allein. Ein nervöses Fieber, das zur Zeit epidemisch war, gesellte sich dazu. Die Aerzte besuchten mich dreimal am Tage. Ihre Gesichter trugen immer denselben beinahe ausdruckslosen Ernst. Ich war kein Weib und kein Kind; das übliche Hoffnungslächeln, die Zusicherung, daß mein Leiden gar nichts auf sich habe und Tod überhaupt ganz ausgeschlossen sei, waren daher nicht erforderlich. Die Sache ging ihren geschäftsmäßigen Gang, möchte ich beinahe sagen.

„Als sei es gestern gewesen, sehe ich das Zimmer noch vor mir, worin ich lag. Mit seinen lichtgrauen Wänden, seinen blanken Nußbaummöbeln und dem Spruch über meinem Bette: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.‘

„Das große Fenster zu meiner Rechten war immer mit einem dunkelgrünen Vorhang verhüllt und die Nacht über geöffnet. Da wallte und rauschte der Vorhang, daß es mir in meinen Fieberträumen wie das Rauschen riesiger Flügel klang.

„Und bald meinte ich zu wissen, wessen Fittig es war, der über meinem Haupte rauschte, bald meinte ich das dunkel schöne Angesicht des Todesengels zu erkennen. Fieber und Erinnerung woben ihr gräßliches Bild und der Tod trug Arnolds Züge. Kein Menschenwort beschreibt, was ich litt.

„Zu Anfang war ich überzeugt gewesen, daß sich doch vielleicht ein Mensch um mich kümmern würde. Ich meine, daß er oder meine Frau an mein Lager eilen würden, eilen müßten. Ich täuschte mich. Weder sie, noch er.

„Wund und fiebrig, Zorn, Schmerz und Bitterkeit im Herzen lag ich da. Es mußte — mußte doch einer von ihnen kommen!

„Kameraden, Bekannte waren natürlich dagewesen. Ich durfte ihren Besuch nicht annehmen, und auf meine erregten Fragen, ob sie mir irgend eine Nachricht mitzuteilen hätten, hieß es, nein!

„Einmal kam der Oberst meines alten Regiments, in welchem ich bis zum Hauptmann gestanden hatte, der in Berlin auf Urlaub war. Wir waren gute Kameraden gewesen. So

lange ich in jenem Regiment stand, hatte Oberst Martiny es geführt.

„Ich bat die barmherzige Schwester flehentlich, ihn nur einen Augenblick zu mir zu lassen, trotz des ärztlichen Verbotes.

„Sie sah mich mit einem eigentümlichen Blick an, so still, so traurig. ‚Ich glaube, ich darf es,‘ sagte sie mit tonloser Stimme, die alle die Schwestern und Pfleger sich dort wohl angewöhnt hatten.

„‚Einem Sterbenden schlägt man nichts ab‘, lächelte ich mühsam.

„Sie sagte nichts, sah mich ausdruckslos an und erfüllte meinen Wunsch.

„Der gute Martiny trat schwerfällig ein.

„‚Na alter Freund! Sie werden doch wohl bald wieder auf Deck sein, man vermißt Sie sehr.‘

„‚Meine Frau? Meister?‘ stieß ich, nach Luft ringend, hervor. Die Barmherzige trat hinzu und schob mir den Arm unter den Rücken.

„Der Oberst schwieg einen Augenblick. Dann riß er plötzlich mit der ihm eigenen unglaublichen Komik an seiner Nase, was er immer that, wenn er sich in unangenehmer Lage fühlte.

„‚Na, Ihre Frau, wissen Sie, die ist verduftet, hm — wollte sagen verreist. Wohin weiß kein Mensch. Und der Meister ist ganz gesund und thut seinen Dienst stramm weg.‘ Dies war sein Lieblingsausdruck.

„Ich sank zurück.

„‚Halten Sie ihn aufrecht — ich muß telephonieren nach dem Professor!‘ hörte ich mit schwindendem Bewußtsein die Schwester sagen.

„Dann lange Zeit Stille — Leere — Dunkelheit.

„Und dann das übliche: ‚Haben Sie einen Auftrag — einen Wunsch — —?‘

„‚Ja. Franziska — — nein — Meister hierher.‘

„‚Lieutenant Meister — Garde-Fuß-Artillerie-Regiment,‘ sagte ich laut und klar, ‚Steinmetzstraße 51.‘

„Ich war allein mit der stillen, dunklen Gestalt an meinem Bett.

„‚Ich muß Kraft haben, Schwester — ich muß!! Es sind meines Lebens heiligste Interessen — geben Sie mir etwas, das mich stark und mutig macht — ehe ich sterbe.‘

„Sie gab mir Morphium, und ich fühlte Kraft genug, an der Schwelle des dunklen Landes, von dem niemand wiederkehrt, den gewissenlosen Mann, der das gute, schwache Geschöpf verführt, das meinem Leben ein Engel Gottes gewesen war, ehe er kam, zur Rechenschaft zu ziehen. Ich fühlte Kraft in mir, für mein Teuerstes, mein Weib, mein junges — verführtes Weib das Höchste zu thun, das in meine erkaltende Hand gelegt war, ihr zu retten, was zu retten war.

„Es dauerte lange. Endlich kam er.

„Die Schwester erhob sich und verließ auf meinen stummen Wink das Zimmer. An meinem Bett stand Arnold Meister — — mein bester Freund!

„‚Ich sterbe. Versprich mir —‘

„‚Was?‘

„‚Meinen letzten Willen zu ehren.‘

„Er neigte das Haupt und faltete die Hände über den Säbel.

„Sehen konnte ich seine Züge nicht, mein Blick war verschleiert und im Zimmer herrschte das Dämmern des hereinbrechenden Abends. Er stand da wie ein Bild von Erz, so fest und regungslos.

„Wohl dem, der solche Nerven hat!

„‚Arnold — meine Zeit ist vielleicht gemessen — ich habe nicht die Kraft — mit dir zu rechten —‘

„So tief war die Dämmerung nicht — so dunkel war es nicht vor meinen brechenden Augen, daß ich nicht gesehen hätte, wie er die Achseln zuckte.

„‚Sprich!‘ sagte er hart und laut.

„‚Wir waren Freunde — Arnold — wir liebten uns —‘

„‚Jawohl.‘

„‚Schwöre, meine Bitte zu erfüllen.‘

„‚Was willst du?‘

„‚Es ist mein letzter Wille, Arnold, du hast mir mein Glück vernichtet, du hast mir mein Leben genommen.‘

„Er schwieg.

„Ich fühlte, wie er die Hand auf die Fußlehne meines Bettes preßte, — das Bett erzitterte.

„‚Arnold, — tritt hierher — ich — mir versagt die Sprache, und ich habe eine Bitte, nein, einen Befehl für dich.‘

„Er trat näher, zögernd und ungern, wie mir schien, ein häßlicher Erdengeruch von Staub und Schweiß ging von ihm aus — wahrscheinlich war er direkt vom Dienst gekommen.

„Kalte Tropfen traten auf meine Stirn.

„Er zog sein Taschentuch heraus, beugte sich über mich und trocknete mir die Stirn. Mit einem Stöhnen warf ich meinen Kopf zurück — der Duft, das Parfüm — Excelsior — es war mir so entsetzlich bekannt, sie, meine arme Frau, brauchte es auch — sie hatte nie ein andres.

„‚Wo ist sie?‘ stieß ich hervor.

„‚Wer? Deine Frau?‘ fragte er ruhig.

„‚Franziska — meine Frau ist sie nicht mehr — o, wie konntest du! wie konntest du!‘

„Er schwieg.

„Ich lag eine Minute ruhig — meine Kraft ging zu Ende — leise rauschte der Vorhang im Abendwind. ‚Wir sind allzumal Sünder — Arnold — an der Schwelle des Todes — ich verzeihe dir — wie Gott auch mir vergeben möge, was ich —‘

„‚Lieber Wilhelm,‘ sagte er mit seiner immer ganz gelassenen Stimme, ‚strenge dich nicht unnötig an, sage mir lieber deinen Wunsch. Ich hoffe, daß ich ihn zu erfüllen vermag.‘

„Es klang so bitter! so traurig.

„‚Du bist elend? Du bereust?‘ hauchte ich, meine Augen weit geöffnet auf sein gleichmütiges Gesicht richtend.

„Er machte eine Bewegung der Ungeduld.

„‚Gewiß, ich bereue, was ich zu bereuen habe.‘

„‚Arnold, Mensch, du mußt leben, um mein Vermächtnis anzutreten, meinen letzten Willen zu erfüllen. Höre mich. Du liebst Franziska —‘

„‚Nein!‘

„‚Warum leugnest du!‘ ächzte ich.

„‚Ich spreche die Wahrheit.‘

„‚Wenn ich die Augen geschlossen habe, könnt ihr ins Ausland gehen — zusammen — euch dort, weit, weit von hier heiraten.‘

„‚Niemals,‘ sagte er zurückweichend.

„‚Ich hinterlasse Franziska mein recht bedeutendes Vermögen, ihr könnt leben — mache sie glücklich — mache sie wieder ehrlich, ich verzeihe.‘

„‚Wilhelm, ich kann das nicht thun. Du sprichst im Fieber, deine Frau kann den Mörder ihres Gatten nicht heiraten.‘

„‚Und wenn dies der letzte Wille des — Gemordeten ist? Eure Liebe kannte doch bis jetzt keine Grenzen!‘

„‚Ich sagte dir schon, daß ich deine Frau nicht liebe,‘ beharrte er achselzuckend. ‚Ich hoffe zu Gott, daß du am Leben bleibst und mir dann recht geben wirst. Außerdem, wir hatten einst dieselbe verurteilende Ansicht über die letztwilligen Verfügungen Sterbender, wenn sie über Sachen und Menschen verfügen, die ihnen gar nicht gehören.‘

„Eine eisige Hand legte sich mir aufs Herz — und vor meine Augen ein dunkler Schleier. Es war zu viel. Ich hatte mein letztes Wort gesprochen.

„Wie konnte er!

„Mein Bewußtsein schwand.

„Es war nicht der Tod gewesen, der mich berührt hatte. Nur eine tiefe Ohnmacht hielt meine Sinne gefangen.

„Als ich unter den Händen des Arztes erwachte, war Arnold Meister fort. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

„Fiebernd, teilnahmslos für alle Begebenheiten und Ereignisse lag ich wochenlang.

„Endlich genas ich gegen alle Erwartung, gegen jeden Wunsch. Niemand hatte ein Interesse an meinem Leben und Sterben; kein Gebet dafür stieg zum Himmel, und ich genas, während im Zimmer neben mir der bittere Schmerzensschrei an einem Totenbett: ‚Mein Kind, mein heißgeliebtes — einziges!‘ mir die Thränen des menschlichen Mitempfindens ins Auge schießen ließ.“

„Von Franziska erhielt ich einen mehrere Wochen alten Brief, worin sie mir mitteilte, daß sie ihre Schuld im Dienst der leidenden Menschheit zu sühnen suche.

„Vielleicht hätte sie besser gethan, diese Schuld am Schmerzenslager ihres Mannes zu sühnen, dem armen Krüppel die rechte Hand zu sein — indessen die Ansichten über Schuld und Sühne sind verschieden. Ich habe mich gefügt in den Willen Gottes und der Menschen. Ich habe überwunden.“

Gravis schwieg.

Ich wagte nicht, dem Manne, der da, die Stirn in die Hand gestützt, schweigend zur Erde sah, ein Wort des Interesses, der Teilnahme zu sagen oder eine neugierig erscheinende Frage an ihn zu thun. Lange saßen wir uns verstummt gegenüber. Leise tickte die Uhr auf dem Kaminsims neben uns, leise fiel die Asche durch den Rost und die glühenden Funken schwebten wie erlöste Seelen lautlos aufwärts.

Endlich konnte ich ein halblautes Fragen, das mir die

Seele seltsam drückte, nicht mehr bezwingen. Er hatte es mir angethan mit den Gewitteraugen.

„Und Meister?"

„Tot. Sie wissen das ja."

Draußen hatte sich der Nachtwind aufgemacht und riß leise an den Fensterrahmen, daß es zuweilen klang, als poche ein ungeduldiger Finger, und, erregt, nervös wie ich war, zuckte ich bang zusammen, als plötzlich die gegenüberliegende Thür nach einem dunklen Zimmer sich lautlos öffnete — ohne daß jemand eintrat.

Gravis erhob sich und schloß die Thür.

„Es ist der plötzliche Wind. Hören Sie, wie es im Kamin pfeift! Sie sind ganz blaß geworden, liebe Freundin."

Ich senkte den Kopf, um meine Erregung und Nervosität nicht sehen zu lassen.

„Glauben Sie an Geister, Major?"

„Ja, an verschiedene."

„Ich meine an die mögliche Nähe Verstorbener?" sagte ich befangen.

„In diesem Falle — nein!" sagte er hart.

Fast entsetzt fuhr ich auf: zum zweitenmal öffnete sich geräuschlos die Thür nach dem dunklen Raum, weit, als sei sie fest entschlossen, einen Gast einzulassen. Gravis war so tief in Gedanken, daß er es gar nicht bemerkte. Ich erhob mich und drehte energisch den Schlüssel um, wahrscheinlich in der Meinung, daß umgedrehte Schlüssel auch Geistern hinderlich seien.

Und es schien auch so zu sein.

Ich blieb einigermaßen aufgeregt neben Gravis stehen, der dem ersterbenden Feuer mit frischen Kohlen aufhalf.

„Wie und wo starb er?" fragte ich leise.

„Der Meister?" War Gravis wirklich so blaß geworden, oder war es nur der blaue Schein der durch die Kohlen aufzüngelnden Flämmchen?

Konnte das gute Gesicht wirklich so grausam blicken? Oder täuschten mich meine erregten Nerven?

St... st...! klang es aus dem Dunkel der Sturmnacht von den Scheiben der Fenster, es war der vom Winde getriebene eiskörnige Schnee, der dagegen flog.

Der Mann sah zu mir auf mit dem Anschauen eines Menschen, der sagen will: „Ist's möglich, daß du wirklich diesem unwürdigen Gegenstand dein Interesse schenkst? Schade!"

Er blickte wieder zu Boden und störte mit der Kohlenzange leise in den aufschreienden Flammen; und ich sah jetzt, daß ich mich nicht getäuscht hatte; er war wirklich so blaß und es war wirklich Grausamkeit — kalte, bittere Zufriedenheit mit der ewigen Gerechtigkeit auf seinem Gesicht.

„Wann er starb, wo er starb und wie er starb? Nun auf die übliche Weise. Sein Bursche fand ihn wenige Tage nach diesem — eines Morgens, als er ihn wecken wollte, friedlich und still in der Sofaecke lehnend, als sei er dort vor Uebermüdung eingeschlafen. Die Kugel hatte er im Herzen, und er muß den rechten Punkt sehr sicher gefühlt haben, denn es war kaum etwas Blut geflossen, nur das Hemd war versengt. Am selben Tage sollte ein Ehrengericht über ihn zusammentreten. Dem entzog sich der Mann, dem keine Verteidigung möglich war, durch schmähliche ‚feige Fahnenflucht'."

Es ging ein Rucken wie ein körperlicher Schauder über des Majors Schultern. Er erhob sich.

„Gute Nacht, gnädige Frau! Verlieren Sie Ihr Herz nicht auch noch an den toten Mann."

Ich lächelte, um ihn wieder gleichmäßig zu stimmen, denn obwohl stolz und zufrieden durch sein Vertrauen oder Zutrauen, wie er es schöner nannte, war ich doch bang, ob er im ruhigen Tageslauf der Alltagsgeschäfte mich fürderhin nicht gerade deshalb meiden würde. Die meisten Menschen würden ja unter solchen Verhältnissen den meiden, dem sie sich geoffenbart.

Wenn man in solch einer häßlichen Verstimmung ist, deren rechten Grund man nicht einmal erkennen kann oder vielleicht erkennen will, die sich unsres Tages und unsrer Träume bemächtigt und auch noch ein Gefühl von erlebten und bevorstehenden Verdrießlichkeiten über unser Erwachen am Morgen legt, dann kann man von Glück sagen, wenn man einen guten Menschen kennt, der alles begreift und alles verzeiht, oder wenn man Talent genug hat, ein Tagebuch zu schreiben. Mir wurde es so angenehm, das erstere Glück zu besitzen, ich hatte „mein Gutes", den Menschen, der alles begreift und alles verzeiht, und konnte daher des Tagebuchs entraten, für das ich so wie so nie Talent hatte.

„Und Talent gehört dazu," meinte Frau Anna gelegentlich, „sonst kommt man nicht weit damit, oder man schreibt bloß die Tage ab, die, wie Stifter sagt, kein Gesicht haben —

denn es hat wahrhaftig nicht jeder eins. Und wenn es Ernst wird, wenn die Tage ein himmlisches oder höllisches Antlitz zeigen, dann nimmt man sich keine Zeit oder auch man fürchtet das Schwarz auf Weiß!"

Zum Tagebuch hatte ich weder Talent, noch Mut, und „mein Gutes" war zu Schiff nach Pommern, allwo sie Verwandte hatte. Glücklicherweise nur auf einige Tage.

So blieb ich denn mißgestimmt und nicht geneigt, die Abende in meiner eigenen Gesellschaft zu verbringen.

Ich strich umher, bald im Theater, bald im Konzert, oder sagte mich irgendwo zum Thee an; denn solche Stimmungen sitzen bei mir fest, da sie meist keine Hirngespinste sind, sondern reellen Grund haben.

Einen Abend durfte ich mich wohl auch bei Frau v. L. ansagen zu einem gemütlichen Thee à deux.

Es war wieder so reizend, wie immer. Allein waren wir zwar nicht; ihre Schwestern waren da, und es wurde von diesen wieder herrlich musiziert. Während ich auf dem kleinen Sofa vor der Rachegöttin lauschend saß — es war vor dem Souper — hoffte ich eigentlich immer den Major eintreten zu sehen, aber er war, schien es, nicht geladen, und ich genierte mich ein wenig, Frau Anna zu fragen, da ich ihre freundlichen Wünsche in dieser Richtung kannte.

Sie setzte sich zu mir. Ich war gerade eifrig und interessiert beschäftigt, das Bild mit den Gewitteraugen zu suchen, in den sonderbar schönen Zügen zu lesen und tausend stumme Fragen zu stellen, die mir der stumme Mund spöttisch zu beantworten weigerte.

„Nicht wahr, ein hübscher Mensch, Daschy!" sagte sie ernst.

Ich nickte.

„Ja, recht anregend zu einer Geschichte."

„Da haben wir die Schriftstellerin, ‚die suchet, wen sie verschlinge', jeden harmlosen Menschen auf seine ‚Brauchbarkeit' ansieht — und vor der man sich eigentlich nur im moralischen Sonntagskleide zu zeigen hat, auf daß es einem in dem nächsten Roman nicht übel ergehe!"

„Also jedenfalls eine etwas unbequeme Freundschaft," sagte ich lachend.

„Cela dépend, Beste, wie man sich selber findet."

Ich hatte weiter geblättert, gleichgültigen Blickes, und war wieder zu dem „schlechten Menschen" zurückgekehrt. Kopfschüttelnd murmelte ich die Devise: „Es gibt im Heilig-

tum der Ehre ein Allerheiligstes“ — „des Andern Ehre,“ sagte sie.

„Hat Ihnen der Major etwa erzählt?“

Ich sah verlegen auf.

Durfte ich das sagen?

Ausweichend versetzte ich, mich tiefer über das Bild beugend, als habe ich die Frage nicht verstanden: „Dies Gesicht jedenfalls ist interessant genug, es zu studieren!“

„Nun, so behalten Sie es, Kind, und studieren Sie es und bringen Sie uns etwas Hübsches,“ lächelte sie, „oder lassen Sie mich Ihrem hungrigen Schönheitssinn damit ein Präsent machen. Für mich hat der Mensch gar keinen Wert!“ sagte sie plötzlich so kurz und beinahe düster, daß ich, dergleichen Wechsel an ihr nicht gewöhnt, fast betroffen aufsah.

„Wissen Sie vielleicht doch — was, wie Sie neulich sagten, ‚kein Mensch weiß‘?“ fragte ich rasch.

Sie erhob sich, während sie stehend das Bild löste und in ein Stück Seidenpapier wickelte.

„Er war eine Zeitlang unter meinem lieben, sel'gen Mann hier in Berlin im Regiment, der sprach nie über dergleichen — mein Mann war der beste Mensch — und da nehmen Sie den hübschen Lieutenant mit sich! Gut, daß er tot und begraben ist!“

„Gut, daß er tot und begraben ist —“

Immer wieder tönten die Worte in mir auf, als ich bei dem stillen Schneewetter durch die Kurfürstenstraße, Potsdamerstraße, Alvenslebenstraße heimging. Als ich an der Ecke war, wo mein „Kaufmann“ wohnte, sah ich mit Erstaunen noch Licht und die große Wanduhr, die der Thür gegenüber hing. Noch nicht zehn Uhr!

Erfreut und von einem lieben Gedanken beseelt, eilte ich rascher weiter.

„Mein Gutes“ wollte ja doch heute früh wieder in Berlin sein. Vielleicht war sie doch an dem ersten Abend noch allein — wenn nur die Thür noch offen war!

Sie war noch offen. Und die Wohnungsthür, an der das Schild hing „Baronin v. Landry“, öffnete sich mir beim ersten Klingelzuge.

„Mein Gutes“ selbst stand vor mir.

„Daschy — du kommst noch! Das ist schön!“

„Ach — ich bin so froh, daß du da bist. Ich muß dir

so viel erzählen, und du weißt ja, wir besuchen uns stets des ‚Nachts‘ — das heißt kurz vor zehn Uhr!“

Sie lachte. Ich kam nämlich immer erst kurz vor Schluß des Hauses zu ihr, um die Erlebnisse meiner Tage in ihr treues Herz auszuschütten, ohne den allergeringsten Vorbehalt.

Sie that das niemals!

Hatte sie keine Geheimnisse, erlebte ihre stolze Seele nichts, vertraute sie mir nichts an — ich hatte nie etwas aus ihrem Leben erfahren, sie hatte meinen Mitteilungen nie zu erwidern.

Immer voll Güte, Interesse, Teilnahme für alles, was mich betraf, verlangte sie nie dergleichen von mir. Die Eitelkeit, die mich zuweilen faßte, Abenteuer zu erleben, begriff sie wohl, teilte sie aber nicht. Darüber war sie erhaben. Und dennoch so wenig pedantisch, so voll lieber, herziger Neugier, wenn ich ihr etwas erzählte.

Sie war allein, zufällig, das heißt ohne Bedienung, und mußte mir selbst öffnen.

Mathilde, ihr vorzügliches Mädchen, das sie schon jahrelang hatte, trotz Mathildens etwas herrschsüchtigem Charakter, war zu ihrer Schwester gegangen und noch nicht zurückgekommen.

Sie that dann eben selbst Mathildens Dienst. Konnte sie doch alles besser, als jedes gelernte Mädchen. Ansehen that man es ihr freilich nicht.

Bei andern Leuten ist es gewöhnlich am Abend nach der Ankunft von einer Reise höchst ungemütlich, und namentlich abends gegen zehn Uhr dürfte nur ein entschieden hervorragender Schornsteinbrand ein Eindringen in ihre Wohnung möglich machen.

„Mein Gutes“ kannte keine Zwischenzustände oder haßte sie zu sehr, um ihnen nicht unter allen Umständen die Spitze abzubrechen. Mathilde war einen Tag vorausgeeilt und hatte das Nötige mit gewohntem Geschick und Schick geordnet.

Als ich eintrat, ein wenig erfroren und „gemütlos“, wie Oberst v. d. Gröben einen Zustand von körperlichem Unbehagen zu nennen pflegte, fand ich Elisabeths Heim warm und hell, als erwarte sie jeden Augenblick Gesellschaft. So war es immer, man mochte kommen, wann man wollte. Zuerst ein Kabinett, das den stillen, ernsten Eindruck eines wirklichen Arbeitsraumes machte, mit seinen hellen, reinlichen Mahagoni-

möbeln, seinem schmucklosen, zweckmäßigen grünbezogenen Schreibtisch, zwei einfachen dreiarmigen Leuchtern und einer wunderbar alten, seit hundert Jahren richtig gehenden Standuhr. An den Wänden und auf den entschieden altmodischen, geerbten Kommoden und Etageren Bilder und Figürchen und Statuetten aus Großmütterchens Hausrat. Sogar ein kleines Spinnrad, an dem noch Flachs (wer weiß wie alt) vom Wocken goldig leuchtete, stand am Fenster neben dem vielfächrigen Nähtisch, auf dem (ohne Spaß) ein grobes graues Strickzeug lag.

Ja, „mein Gutes“ war vielseitig. Oftmals hatte ich sie schon bei diesen ewigen grauen Socken gesehen, wenn ich ihr Geschichten aus „Tausend und einer Nacht“ erzählte. Sie waren, glaube ich, ihrem Bruder, einem Landwirt in Pommern bestimmt, und sie hatte eine wirklich fixe Idee, daß gestrickte Strümpfe gesunder wären, als gewebte.

Hier brannte eine große, niedrige Arbeitslampe mit grünem Seidenschirm, das andre Zimmer war ihr Wohngemach. Samtgrüne Wände, pfauenblauer Seidenplüsch über goldfarbener weißer Seide an den Fenstern. Ein blauer Teppich durch den ganzen mehr langen, als breiten Raum bis zum Kamin in gelblichem Stuck. Darüber ein wahres Märchen von einem venezianischen Spiegel.

Davor ein breiter Diwan, am Kopfende ein blaßblauer seidener Wandschirm, worauf Elisabeth selbst Lotosblumen in matter Seide kunstvoll gestickt hatte. Umher die bequemsten Sitze und Sessel.

Von den üblichen Blumen und Blattpflanzen keine. Wenn man nicht eine Unzahl greulicher, schlangenartiger Kaktusgewächse dafür halten wollte, denen am Mittelfenster eine Art von Altar erbaut war.

Eins davon trug eine Blüte am stachligen Leibe, und die war freilich ein Märchen für sich in ihrem zarten Rosa.

Auch in diesem Raum war es warm und hell und duftig. Neben dem Diwan stand der Tisch mit der Lampe. Ersterer bedeckt mit Büchern, Zeitschriften u. s. w. Alles behaglich, wohlig, heimisch.

Und „mein Gutes“ selbst!

Immer noch sehe ich dies Bild, wie sie aus dem dunklen Speisezimmer kam, ein schweres Theebrett mit Kessel und allem Theegeschirr tragend, wobei die Aermel ihres durchsichtigen Peignoirs von den wundervoll geformten zarten Armen zurück-

fielen. — Wie sie leuchtete und lächelte in ihrer Schönheit aus den dunklen Flechten, zu denen die gelben Spitzen und goldbraunen Atlasschleifen ihres schleppenden Gewandes so herrlich standen.

Es gab nie solche Augen wieder.

Der unvermeidliche Thee stand zwischen uns. Man mochte nämlich kommen, wann man wollte, so früh oder so spät — immer erschien der silberne, leuchtende, summende, brummende Kessel, und man trank Thee, ob man ihn mochte oder nicht.

Das blaue Flämmchen züngelte und spiegelte sich wieder in den reizenden russischen Theegläsern, die aus geschliffenem Krystall geformt in vergoldeten Nestchen standen; das Wasser erhob leise singend seine Stimme, als beginne es eine heimliche Geschichte zu erzählen, die niemand weiß, und Elisabeth saß auf dem Fußende ihres Diwans, die Hände um ihr Knie gefaltet, und sah heiter, frisch und sehr befriedigt aus.

Ich fing an, meine Erlebnisse und Geschichten auszubreiten. Sie war von allem interessiert und nahm lebendigen Anteil. Namen nannte ich keine und verwischte die nebensächlichen Konturen. Das war ich Gravis schuldig.

„Mein Gutes" drohte mir lächelnd mit dem Finger.

„Daschy, Daschy! Dieser reifere Mann, wie du ihn nennst —"

„Ach geh! Es fällt mir gar nicht ein," sagte ich rasch, „nein — begreifst du denn nicht den prachtvollen Stoff für meine hungrige Feder?"

„Natürlich, das ist's! Du hast den armen Mann angelockt, bezaubert, in seliges Vertrauen gewiegt, um ihn auszupressen wie eine Citrone!" — sie lachte hell — „das kommt wirklich gleich hinter Straßenraub! Nimm dich nur in acht, daß du ihn zur gerechten Strafe nicht doch schließlich heiraten mußt! Sieh, sieh, du wirst ja ganz rot."

„Unsinn, Lieschen," protestierte ich jetzt ganz ernstlich, „wenn ich in einen von denen verliebt wäre, so könnte es wohl der andre sein."

„Ich denke, der ist tot! Willst du noch einen Schluck Thee?"

„Ja, bitte. Er ist tot, und das ist vielleicht wirklich gut, wie jeder Mensch, der ihn gekannt hat behauptet — aber

„Bestimmt, zu siegen bis zum letzten Hauch,
Im Tode selbst noch Herzen zu entflammen,
Schien er vom Gott der Liebe selbst zu stammen,
Die Flamme er! und alles andre Rauch!"

citierte ich den Major.

„Hübsch gesagt," nickte sie, mir ihr aufmerksames, holdes Antlitz zukehrend, „schade, daß man diesen Liebesgott nicht mehr sehen kann."

„Man kann ihn sehen!" lächelte ich und freute mich auf ihre Ueberraschung; denn sie war die dritte im Bunde, mit Frau v. L. und mir, was einen beinahe krankhaften Schönheitssinn betrifft, und ich hatte ihr nicht gesagt, daß ich das Bild besaß.

„Wie das? Du, ja du hast ihn gesehen, wenn auch nur im Bilde? Ich kann doch nicht zu Frau v. L. gehen und sagen: Bitte, zeigen Sie mir den wunderschönen Lieutenant mit den Gewitteraugen! Köstlicher Gedanke!"

„Du machst dir nur nichts aus hübschen Lieutenants!" neckte ich sie, die Hand schon in der Tasche, um das Bild zu Tage vor ihre erstaunten Augen zu legen.

„Nun nein. Was man so hübsche Lieutenants nennt, daraus mache ich mir nicht so viel mehr, als vor zehn Jahren," sagte sie liebenswürdig lächelnd; „aber nach deiner begeisterten Schilderung muß dieser stark aus der Art schlagen."

Ich zog das Bild triumphierend hervor.

„Du hast das Bild? Aber Daschy, Daschy, du gehst zu weit! Was soll die L. von dir denken?"

„Er ist ja tot — tot, ‚mein Gutes', und liegt an der Kirchhofsmauer, wo die armen Selbstmörder liegen — mit neunundzwanzig Jahren — ach, Lieschen, da darf man schon um das Bild bitten!"

Sie war ernst geworden.

„Ja. Ich meinte es nicht schlimm, und du bist Schriftstellerin, da hast du immer eine Entschuldigung."

„Wenn ich Unsinn treibe, was, Lieschen? O, das ist nicht hübsch von dir!"

Sie nickte und schnitt mir eine kleine, allerliebste Fratze.

„Drücke das Bild nun nicht länger an dein Herz, sondern gib her, wer weiß, ob ich vor Entzücken ohnmächtig werde, wie die kleine stoffhungrige Straßenräuberin!"

„Du wirst schon."

Und heute that sich keine Thür geisterhaft geräuschlos auf? Heute jammerte es nicht warnend an den Fenstern und heulte

bang am Kamin? Heute war alles behaglich und lebendig, und der Mann blieb ruhig liegen an seiner Kirchhofsmauer, ohne die plaudernden Frauen zu stören? Freilich, ich war auch heute nicht in der seltsam nervösen Erregung wie letzthin, wo mir die ernste, edle Gestalt, das schmerzgezeichnete Gesicht des verratenen Freundes gegenüber war.

„Da hast du ihn, den schlechten Menschen mit seiner Devise: ‚Im Heiligtum der Ehre gibt es ein Allerheiligstes: des Andern Ehre‘.“

„Ja, das Papier ist geduldig,“ lachte sie, nahm das Bild und blies lächelnd das Seidenpapier in die Höhe.

„Ah — in der That, sehr hübsch, recht hübsch — darf ich dir noch einen Schluck Thee geben, Daschy?“

„O, danke, ich habe mein Glas noch voll, aber er ist sehr stark.“

„Etwas Wasser?“ Sie erhob sich, gab mir das Bild zurück und griff heitern Blickes nach dem Theekessel.

Ich war beschämt, denn ich hatte mit meinem „Helden“ entschieden Fiasko gemacht.

In mir regte sich fast etwas wie Aerger über diese unerschütterliche Kühle gegen alles, was mich erschütterte, trotz dem regen Interesse bei ihr. Es war eben absolut nur Interesse für mich, nie für den Gegenstand meiner Interessen.

Darin liegt Aerger und Beschämung.

Sie trat an den Tisch und faßte den Kessel. Im nächsten Augenblick hatte ich Aerger und Beschämung und alles vergessen und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens empor.

Eine von uns mußte ungeschickt an den kleinen dreibeinigen Japaner gestoßen haben, der als Tisch das Theegeschirr trug, er stürzte um, das kochende Wasser und der brennende Spiritus ergossen sich, ein Meer von blauem Feuer, über den Teppich gegen die Spitzendraperieen der Fenster. Schwer auf meinen Schultern lag die ohnmächtige, zu Tode erschrockene Frau, und vom Teppich auf züngelten die Flammen nach dem schönen Gesicht mit den Gewitteraugen.

Im ersten Augenblick stand ich wie gelähmt mit der Last auf mir. Dann that ich instinktiv, was ich that. Ich legte Elisabeth auf den Diwan zurück und raffte den schweren Teppich vom Boden, ihn über die Flamme werfend, und gottlob, es gelang mir, sie fast ganz zu ersticken, der kleine Rest, fern von den Spitzen der Fenster erlosch von selbst. Dennoch war das Zimmer voll Rauch, und selbst zu Tode erschrocken, mußte ich

mich auf das Notwendige besinnen. Ich drückte auf die elektrische Glocke. Glücklicherweise war Mathilde schon daheim und wir konnten Elisabeth auf ihr Bett tragen.

Sie kam bald wieder zu sich und entschuldigte sich lächelnd. Ich blieb fast die ganze Nacht bei ihr und mußte ihr noch viel „Geschichten" erzählen. Denn sie konnte trotz aller Beruhigungsmittel nicht schlafen. Endlich aber ging ich, sie schickte mich selbst fort.

„Hoffentlich ist dein hübscher Lieutenant nicht mitverbrannt," lächelte sie, mir ihre nicht kleine, aber herrlich geformte Hand hinreichend.

„Wahrscheinlich!" sagte ich so bestürzt, daß sie mir neckisch über die Wangen strich.

„Ein unersetzlicher Verlust!"

„Ganz sicher unersetzlich. Eine neue Photographie kann er nicht mehr machen lassen. Ich will gleich nachsehen."

„Siehst du, Daschy! Ich bin doch ohnmächtig geworden bei seinem Anblick!" scherzte sie weiter.

„Aber nicht vor Entzücken, ‚mein Gutes'," sagte ich schmollend.

„Nein — Schreck!" gab sie schaudernd zurück.

Dabei veränderten sich ihre Züge, ihre hochroten Wangen erblaßten, und sich halb erhebend, wies sie nach der Thür.

„Geh, geh — ich muß jetzt allein sein — ich muß. Niemand soll herein. Geh — komm morgen — morgen —"

Sie winkte immer noch nach der Thür.

Ich mußte wohl gehen. Aber eine Weile blieb ich noch in der Nähe — und dann hörte ich ein so heißes, verzweifeltes Schluchzen, daß ich ratlos die Hand wieder der Klinke näherte. Doch nein! Weinen tötet nicht. Und der Schreck, die nervöse Heiterkeit nachher müssen ihre Reaktion haben. Ich bat nur Mathilde, an der Thür zu bleiben und später auch gegen den Befehl hineinzugehen. Meinen schönen Lieutenant fand ich unversehrt und nahm ihn wieder an mich.

Nie im Leben habe ich einen Menschen so hoffnungslos weinen hören, wie damals mein erschrockenes Lieschen.

„Sie scheinen eine Passion für Seestücke zu haben, gnädige Frau."

Ich wendete mich überrascht um und, ich muß gestehen, sehr erfreut, denn es war das vornehme Organ des Majors

Gravis, das meine Betrachtung eines wunderbar gemalten Sturmes in den Schären unterbrach.

Ich befand mich in der Nationalgalerie, allwohin ich fast allwöchentlich pilgere, immer nur weniges, aber dieses voll und ganz genießend; ich lese da Geschichten aus den Bildern und male die Bilder in meine Geschichten hinein, zuweilen auf einem der bequemen Samtsitze ruhend, die gewöhnlich einen hervorragend schönen Aussichtspunkt haben. Freilich, der Major hatte recht. Das Meer, das große, königliche, von der Windstille bis zum Sturm, hat mich immer vor allem bezaubert und magnetisch angezogen, wo berufener Pinsel seine wechselnde Seele auf die Leinwand bannte in ihren verschiedenen Phasen, Stimmungen, Launen. Nichts andres so.

Auch heute saß ich vor solch einem Seestück, das neu erworben war, von Meisterhand (nicht gemalt mit Pinsel und Farben) schien es wie hingezaubert in schäumender Lebendigkeit — grüngraue Wogen mit wirbelndem gelben Tang, Muscheln, Steinen und Bernsteinstücken donnerten gegen einen silberweißen Strand, und ich sah die göttliche Farbe der Natur, hörte den brausenden Donnerhall auf dem Bilde.

Gar viel schönes Wasser hatte ich heute schon so träumend betrachtet — und kein Kirchgang, keine Predigt in vier Wänden hat mir je so erbaulich die Hände gefaltet, wie das Meer — das unergründete Meer — in Wahrheit oder im Bilde.

Der Major stand hinter mir und trat jetzt mit seinem halb ernsten, halb neckenden Lächeln neben mich.

Ich hatte ihn eine sehr lange Zeit nicht gesehen und viel an ihn gedacht, und daß er bereuen könne, so offen gegen mich über seines Lebens heiligste Interessen gesprochen zu haben, und gerade deshalb hatte ich keinen Laut kund gegeben, daß ich ihn vermisse. Wenn es so war, mußte er das erst vergessen, und obwohl ich gestehen muß, daß ich mehr als einmal die Feder in der Hand hatte, um ihm eine Einladung zu schicken — ich ließ es immer wieder sein, in dem Gefühl, er bereue sein Vertrauen. Um so erfreuter war ich, als er mich an diesem Montage gegen zwei Uhr in der Nationalgalerie ansprach. Er hätte es nicht nötig gehabt, denn ich war versunken in das Gemälde und konnte ihn weder gesehen noch gehört haben.

Er reichte mir die Hand und ließ sich neben mir nieder.

Ich war überrascht, wie gut er aussah.

Er hatte einen kostbaren Pelz lose über den Schultern und den Cylinder auf dem Haupte. Es kleidete ihn vortrefflich.

Mit einem „Darf ich?“ nahm er neben mir Platz. Ich war wirklich verlegen. Zum Glück fiel mir ein, daß ich um ein Gespräch nicht verlegen zu sein brauche, daß ich diesem ernsten Manne ruhig mitteilen könne, was ich soeben gedacht hatte.

„Ich weiß nicht, Major, was das Meer mit mir und meinem bescheidenen Dasein irgendwie zu thun hat oder haben soll,“ sagte ich lebhaft — „so viel aber ist gewiß, daß es eine magnetische Anziehungskraft auf mich ausübt in allen seinen Momenten. Selbst in meinen nächtlichen Träumen, wenn mir schwer, oder hoffnungsfroh zu wichtigen Lebenszeiten zu Mute ist — immer das Meer — im Sturm — im Zorn und Drohen — himmelhoch türmend vor meiner kleinen Person — oder glatt, gleißend, tückisch, und ich bin dann immer mitten darin, ringend, kämpfend oder wohlig schwimmend!“

Er lächelte.

„Wer weiß, gnädige Frau, was Ihnen das stolzeste Element noch bringen wird.“

„Wahrscheinlich den Tod!“ sagte ich rasch.

Ich hatte dies schon oft gedacht, und war fest überzeugt, daß ich mich in meiner Vorahnung nicht täuschte.

Doch sah ich den ernsten Soldaten etwas schüchtern von der Seite an, ob er nicht spöttisch lächeln würde über die überreizte Schriftstellerphantasie.

Aber er sah sehr ruhig auf das Bild vor sich.

„Ich meinesteils glaube an Vorahnungen,“ sagte er ernst, „besonders bei geistig stark arbeitenden Menschen, bei erhöhter Seelen- und Geistesthätigkeit. Ein Thor, der leugnet, was er nicht begreift —“

Irgend ein Vorkommnis aus seinem Leben schien vor ihm aufzusteigen. Er brach plötzlich ab und strich mit der unbehandschuhten Linken, woran der schwarze Trauerring mit der Perle saß, über den schönen vollen Bart.

„Was haben Sie die Zeit über gemacht, gnädige Frau?“ sagte er dann, sich mir freundlich zuwendend. „Ich sah Sie lange nicht, obwohl ich Ihrer viel gedachte.“

„Und ich meinte eigentlich, Herr Gravis, Sie wollten mich nicht sehen.“

Er sah mich mit so ungekünsteltem Staunen an, daß ich

errötend fortfuhr: „Ich — ich glaubte, es wäre Ihnen leid — —"

„Was denn, liebe Freundin?"

Wie gut, wie herzlich gut und klar war der Ton seiner Frage.

Wenn ich je geglaubt hatte, daß er nachher so kleinlich und bang denke, wie andre Menschen, wenn sie dem gewaltigen Drang des Augenblicks nachgebend, ihr Vertrauen rückhaltlos schenkten, so war ich in diesem Moment tief beschämt.

Ich sagte ihm das.

Er schwieg eine Weile nach meinen Worten und sah zu Boden.

„Nein," sagte er dann, ohne den Blick zu heben, „aber ganz unrecht haben Sie nicht. Jedenfalls war es indirekt der Gegenstand meiner Auslassungen, der mich von Ihnen fern hielt und überhaupt zur Einsamkeit trieb. Sehen Sie, es war seit Jahren das erste Mal, daß ich davon sprach, — daß ich hinabstieg ‚in der Vergangenheiten Nacht'. Mehr, als ich ahnte, hat mich's bewegt und erregt, wieder einmal geistig mitten in jener Zeit zu stehen. Es that mir gut, mich gegen Sie auszusprechen, und doch zuckte ich bei jedem Wort. Sie hörten so schön zu mit so viel intelligentem Interesse, wenn ich so sagen darf, ohne die sonst wohl übliche Beigabe von Staunen und Schaudern, neugierigen oder gar mitleidigen Fragen. Entsetzlich das Mitleid!" Er sah mich mit tiefem Blick an, und ein kräftiges Rot stieg in sein gelblich blasses Gesicht. „Das Mitleid mit einem Mann, der solches erleben mußte!"

Er nahm den Hut ab und fuhr mit dem seidenen Taschentuch über seine Stirn. Jetzt sah er wieder viel älter und recht leidend aus.

Einen Augenblick zuckte in mir ein Strahl von lebendig bitterem Groll auf gegen den Menschen, der dies gütig-edle Gesicht vor der Zeit hatte altern lassen durch die schwere Hand des Schmerzes, der diese hohe, stattliche Männergestalt zum Krüppel gemacht. Und auch ich, obwohl halb widerwillig, trat in diesem Moment unwillkürlich auf die Seite all derer, die den schlechten Menschen ausgestoßen hatten, zu denen selbst die vornehmste, größeste Seele, Frau A. v. L. gehörte, für die, wie sie selbst mir gesagt, der „Mensch gar keinen Wert hatte".

„Wären Sie nicht wieder zu mir gekommen, Herr Gravis?" fragte ich den Major, als er seine Stirn trocknete.

„Im Gegenteil, meine gnädige Freundin. Ich hatte die Absicht, mich in nächster Zeit anzumelden, weil ich Ihnen etwas für Sie, wie ich Sie kenne, Interessantes bringen wollte. Erregt und erschüttert durch meine Rückblicke, an denen Sie teilnahmen, kehrte ich an jenem Abend in meine Wohnung zurück, ohne, wie sonst an Mittwochabenden, den Zirkel der alten Junggesellen bei Fredrich aufzusuchen. Ich saß daheim und habe nie so tief meine äußerliche und seelische Einsamkeit gefühlt. Und — o, erschrecken Sie nicht über den unbescheidenen Gedanken! — ich wünschte Sie, verehrte Frau, mir wieder gegenüber an meinem alten Schreibtisch, wo ich zu meiner fröhlichen Soldatenzeit so manche dienstliche Meldung geschrieben."

Er schwieg, und auch ich ließ stumm mein Auge auf dem reizenden Seebilde vor uns haften, mich wohlig erinnernd, wie er dankbar gewesen, daß ich nicht in der „üblichen" Art seine Rückblicke entgegengenommen.

Man kann sich aber leicht vorstellen, wie gespannt ich war, was er mir denn Interessantes aus jener Zeit bringen konnte und wollte, wie er gesagt.

Und daß er trotz der hohen Erregung an jenem Abend noch gern meiner Gegenwart dabei gedacht hatte, beruhigte meine letzten Zweifel und that mir sehr wohl.

Er fuhr fort: „Als ich so allein saß und meine Cigarette beim Sinnen und bitteren Träumen immer wieder ausging, warf ich sie bald weg und fing an im Zimmer umherzuwandern. Wiederholt streifte ich dabei gegen einen zierlichen Schreibtisch, der einst meiner Frau gehört hatte und den ich mit in meine Junggesellenwohnung genommen hatte, weil er mir für allerhand Papiere mit seinen vielen kleinen seltsamen Geheimfächern passend erschien. Ich hatte da auch mein Testament drin und den Brautbrief meiner unglücklichen jungen Frau."

Der Major hielt plötzlich inne und sah mich mit einem eigentümlich scharfen Blick an. „Nicht wahr," sagte er dann leiser, „Sie denken nicht verächtlich von Franziska — Sie können es glauben, auf mein heiliges Wort, sie war nicht schlecht, sie war nur unglücklich, und — um diesem weltberüchtigten Zauber zu widerstehen, dazu war sie zu jung, und ich zu alt," vollendete er mit einem dunklen Lächeln.

Meine Hand zuckte nach der seinen. Aber ich hielt mich zurück. Er hatte mich mit seinem Lobe über mein Zuhören gewarnt vor allzu gutherzigen Aeußerungen.

„Nein, Major, ich verdamme niemand, den ich nicht gehört habe. Ich bin nicht ohne Sünde, und nur die ohne Sünde sind, dürfen Steine auf die — die Armen werfen.“

Er sah rasch auf, und mit einem kurzen „Danke, Sie thun mir wohl,“ drückte er meine Hand.

Nach einigen Sekunden fuhr er dann fort, augenscheinlich bemüht, einen ruhigen Erzählerton beizubehalten.

Wie rührte er mich mit diesem beständigen Streben, gefaßt zu sein. Mein Auge wurde feucht, und ich beugte mich rasch gegen ihn.

Seine ernsten und meine feuchten Augen begegneten sich einen fliehenden Augenblick. Und ich mußte errötend an Elisabeths Worte denken: „Wer weiß, ob du ihn nicht doch noch heiraten mußt!“

Mußte es nicht schön sein, ihn zu stützen und zu pflegen, sofern er dergleichen bedurfte. Und meine Stirn färbte sich in diesem hastigen Empfinden.

Dann fuhr er fort: „Jedesmal, wenn ich an diesem Schreibtisch — er war uralt und stammte aus dem Nachlasse einer Großtante Franziskas — vorbei ging, streifte ich seine Ecken. Es war so, als wollte er mich festhalten und mahnen. Und schließlich, in meiner öden Einsamkeit, fing ich halb mechanisch an, die kleinen Perlmutterknöpfe der Fächer zu ziehen und zu spüren nach Sachen und Briefen, die mich noch mehr in jene Zeit zurückziehen konnten, noch heißer die alten Wunden brennen lassen mußten.

„Ich glaube, es geht vielen Menschen so. Viele von uns, die wir geistig eine Welt für uns haben, ein gesondertes Leben für uns leben, sind höchst talentvolle Selbstquäler,“ schaltete er lächelnd ein.

Ich nickte lebhaft zustimmend. Wer wußte das so gut wie ich!

„Da fühlte ich beim Herausziehen der kunstvoll in Silber und Perlmutter eingelassenen Schreibplatte, an der unteren Seite des Faches, gegen das ich, in Ermangelung der Hand, mein Knie stemmte, ein Klingen wie von einer Feder.

„Rasch entzündete ich meinen Wachsstock und untersuchte den Boden des Faches.

„Das scheinbare Scharnier war eine Feder gewesen, und nach einigen Versuchen flog die eingelegte Platte auf und zeigte, senkrecht hochstehend, einen mit dunklem Samt ausgeschlagenen Raum.

„Darin lag nichts Wunderbares oder Merkwürdiges, kein Schmuck, kein Andenken, keine Briefe, — nein. Nur einige dicke, in blaues Deckelpapier gebundene Hefte. Ganz gewöhnliche Schulschreibhefte. Auf diesen stand: Diarium, wie gewöhnlich auf diesen dickeren Heften der Schulkinder. Das ‚Diarium‘ war hier durchstrichen und drunter stand mit einer mir sehr bekannten Hand sauber und fest: ‚Tagebuch von Arnold Meister. Lieutenant im Garde-Fuß-Artillerie-Regiment.‘

„Ich ließ es zurückfallen, als hätte meine Hand Feuer berührt.“

„Ohne einen Blick hinein?“ unterbrach ich ihn gespannt.

Er zog die Brauen zusammen.

„Glauben Sie vielleicht, daß ich neugierig war auf seine Herzensergießungen, die er meiner Frau zur Bewahrung anvertraut hatte?“ fragte der Major finster.

Der Galerieaufseher kam und mahnte uns höflich, daß geschlossen werde.

Wir standen auf und gingen langsam durch die leeren, hallenden Säle.

Ich forderte Gravis auf, wieder wie damals bei mir zu speisen à la fortune du pot. Er lehnte aber freundlich ab. Er fühle sich nicht wohl. Wahrscheinlich ändere sich das Wetter; zu solcher Zeit fiebre er abends, und dann schmerze ihn sein verlorner Arm. Er meinte gedankenvoll, ob dies nicht auch ein Beweis des Vorhandenseins eines zweiten Leibes sei, den unsre äußeren Augen nicht sehen, mithin der Auferstehung des Fleisches überhaupt.

Der Blick seiner dunkel umrandeten Augen hatte dabei etwas so Gebieterisches, so tief Ernstes, daß ich mir vornahm, bald einmal mit dem Mann über die höchsten Interessen unsres Geistes zu reden. Ich dachte, daß er in schweren Stunden viel darüber gesonnen habe, und ich war geneigt, mich seiner Auffassung anzuschließen.

Wie doch Erfahrungen, Erlebtes, Schmerzen, ungewöhnliche Zeiten den Menschen ändern, reifen, vertiefen können und adeln!

Wie anders war er mir früher erschienen in dem harmlos heiteren Garnisonleben, seiner reizenden Frau eigentlich kaum ganz würdig, unbedeutend, ein frischer, braver Soldat von etwas derber Erscheinung und etwas zu frisch gerötetem Antlitz, ohne irgend welche Sehnsucht nach des Lebens Höhen und Tiefen, ganz zufrieden mit seinem Geiste, ohne sich weiter

darum zu kümmern, wo der einstens blieb, wenn seine stattliche Aeußerlichkeit zu Erde geworden. Kurz, was wir unter uns einen Kommißmenschen nannten. Und nun!

Ein Stück von ihm war schon Staub geworden, und er fühlte vorahnend den geistigen Leib, die Auferstehung des Fleisches. Seine kräftige Stattlichkeit war dahin, blaß und, wie es schien, kränklich stand er vor mir — ein Krüppel, der fremder Hilfe bedurfte, und doch wie viel schöner, feiner, vornehmer, mit diesem nachdenklichen Blick, dieser ausgeprägten Stirn, von der sein Denken, sein Charakter jetzt selbstbewußt leuchtete. Was war der „Kommißmensch" für eine in jeder Weise edle und vornehme Erscheinung geworden, seit er von der Liebe betrogen, von der Freundschaft verraten ward. Wie trug er's, ein ganzer, tapferer Soldat, wie entschuldigte er, wie maßvoll urteilte er, wie mild, wie wahrhaft christlich, der einst so übermütig die Ueberspanntheit des Glaubens den Frauen überantwortet hatte!

Ich erinnerte mich solcher Gespräche noch recht wohl aus jener Zeit.

Schweigend waren wir über den Platz und durch die Anlagen geschritten.

Ein häßlicher Nebel, kalt und rötlich grau, sank feucht auf die Steine. Gravis schlug den Kragen seines Pelzes auf, ihn fror augenscheinlich. Ich sah ihm ängstlich in das gelbliche, hagere Gesicht und wunderte mich über die wirklich schöne Linie seines Profils, das von der Krempe seines Cylinders leicht beschattet wurde.

Nahe dem „sterbenden Fechter" auf der Brücke faßte ich mir ein Herz zu einer Bitte. Denn so ehrlich wie mich Gravis interessierte, so vergaß ich doch keinen Augenblick den Andern, und — Gott weiß, wie es zuging — bis jetzt interessierte mich der noch mehr.

„Sie sagten vorhin, Herr Gravis, daß Sie mir etwas Interessantes geben wollten. Darf ich das so verstehen, als —"

Ich zögerte.

Er fiel ruhig ein: „Ja, gewiß, gnädige Frau, das Tagebuch. Sie sollen es haben; ich bringe es im Laufe des morgenden Tages selbst, oder wenn mir" — er lächelte mit wehmütigem Spott — „wenn mir mein fehlender Arm zu große Schmerzen macht, schicke ich Ihnen das interessante Dokument durch meinen Diener."

An der nächsten Straßenecke nahmen wir ein Coupé und setzten unsern Weg schweigend fort, bis mich der Wagen in der Kirchbachstraße an meiner Hausthür absetzte.

Es ist Abend und spät. Die Stunde, zu der die übrigen Bewohner des Hauses, bürgerlich solide, die Ruhe suchten. Ich mochte wohl der einzige wache Geist sein, und ich dachte auch noch einige stille Stunden wach zu bleiben. Ach, diese geheimnisvolle, diese berauschende Stille der Nacht! Diese seelische Einsamkeit, in der uns das eigene Ich mit großen, oft vorwurfsvollen Augen anschaut, als wollte es fragen: Was hast du aus mir gemacht? Man meint, die Zeit stehe aufatmend eine Weile still, und ich muß der Worte eines großen Dichters gedenken: „Es ist, als ob man die Minuten in den Ozean der Ewigkeit tropfen höre —.“

Der letzte Ton des Tages in meiner stillen, kurzen Straße war verhallt. Der Schritt des Wächters, der die Hausthüren nachschloß. Dann nur noch das heimliche Rieseln des Regens gegen meine Fenster.

Kein Wagenrollen, kein Pferdebahnläuten drang von der Potsdamerstraße bis in mein stilles Heim.

Es war für mich nichts Ungewöhnliches, einen zweiten Tag zu beginnen, wenn er für andre zu Ende war, einen zweiten Tag, allein in der Stille, zu lesen, zu arbeiten oder auch nachdenkend auf und nieder zu gehen. Eine lange Zeit trieb ich es so und schrieb oft bis drei Uhr nachts. Mich liebte keiner so — seitdem sich die Erde über meinen Geliebtesten schloß — um mir zu verbieten, was mir schädlich war. Hätte auch wohl kaum danach hingehört. Mit der Zeit „brach ich dann freilich auf den Nerven nieder!“ wie sich der alte Reiteroberst Gröben ausdrückte.

Ich saß am Schreibtisch. Mir war sonderbar. Unheimlich und doch schön, so ein wenig, als wenn man allein des Nachts eine leere Kirche beträte, die das Mondlicht erleuchtet. Vor mir, an den Fuß der Lampe gelehnt, sah ich das schöne Gesicht mit den Gewitteraugen und dem genußsüchtigen, spöttischen Munde.

Ich sah das sonderbare Bild eine lange Weile forschend an, ehe ich das Tagebuch des Lieutenants Arnold Meister öffnete.

Und beim Blättern der eng beschriebenen Seiten blieb

mein Auge haften auf einer Stelle, die mit Bleistift geschrieben war, ziemlich gegen Ende des Buches —

„Sie haben mich gehetzt, wie ein Wild, das verenden soll und muß —“, und weiter vorn, mit Blaustift (ihm schien nicht immer Tinte und Feder zu Gebot gestanden zu haben, ganze Seiten waren mit verschiedenfarbigen Stiften geschrieben, und die Handschrift schien mir in eigentümlicher Weise gewechselt zu haben): „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“ — und weiter blätternd, las ich mit heißem Interesse, mit leisem Grauen, wie es der fühlt, der in ein Menschenherz blickt, das die Thore dieser Welt freiwillig hinter sich geschlossen hat: „Kaiser Friedrich — Erlöst! Mein Herr, mein Kaiser, mein Vorbild! Was sind alle kernigen Sprüche unsrer Besten im Volk, alle hohen und weisen Worte unsrer Fürsten auf dem Throne gegen deinen letzten Gruß an die Menschheit: Lerne leiden ohne zu klagen!“

Das Tagebuch des Lieutenants Meister jetzt vorne aufschlagend, saß ich eine Minute mit gefalteten Händen.

Ich dachte fast angstvoll an Gravis, und daß er das Buch nicht geöffnet hatte.

Dann, einem recht weiblichen Empfinden gehorchend, stand ich auf und schloß die Thür ab, die sich neulich so lautlos geöffnet hatte.

Den 10. September 18 .. G., Ostpr.

Ich habe mir heute ein Diarium gekauft bei Herrn C. H. Schneider am Markt. Ich will ein Tagebuch schreiben. Aber ein richtiges, das heißt ich will nicht alle Tage wie blödsinnig niederschreiben, was ich gegessen und getrunken habe und wie es mir bekommen ist, ich will nur über jeden Tag aufrichtig und ehrlich gegen meinen höchsten Richter und auch den strengsten wohl, mich selber, sein. Das Ding wird nie jemand sehen, nicht einmal meine Frau, wenn ich je eine habe. Denn sicher bin ich, daß selbst der höchste Mensch mich dann nicht mehr begreift und nicht mehr liebt. Und ich habe einen Spleen (jedem Menschen steht ja einer zu), geliebt zu werden. Ein unheimlich schönes Vergnügen, so seine eigene Seele, ohne jede verkleidende Hülle, sozusagen ganz nackt zu betrachten und zu sezieren! Ich will's thun.

Das Diarium muß genügen als Seziertisch, denn zu einem in edles Leder mit Initialen gebundenen Buche langt die Zulage von Muttern nicht.

Gestern früh war ich beim Oberstabsarzt und erklärte ihm, daß mir diese dumme Atemnot, die mich manchmal überfällt, anfinge, langweilig zu werden. Er lachte und meinte, Atemnot könnte eigentlich immer nur kurzweilig sein. Dann ging die übliche Klopferei hinten und vorne los, und ich fragte, ob er mich vielleicht für einen Schwindsuchtskandidaten halte. Er schüttelte den Kopf und bewunderte mein „prachtvolles Skelett". Ich versprach es ihm, wenn ich vor ihm vom süßen Leben lassen müßte (nicht sehr wahrscheinlich, da er ein Jubelgreis von beinahe fünfzig ist), testamentarisch zu vermachen. Wir lachten, und ich lud ihn zu Tische ein. Höllischer Leichtsinn! Darüber vergaß ich ganz, ihn zu fragen, was mir fehle. Er empfahl mir nur mit einem etwas spöttischen, aber höchst gutmütigen Lächeln, für einige Monate nach der Schweiz zu gehen. Na, er kannte ja die Verhältnisse. Ich hätte mich ebenso leicht zum König von Frankreich krönen lassen können.

Um vier Uhr holte ich ihn zu Tische ab, ins Kasino. Er ist nämlich unbeweibt, und wir verwöhnen ihn alle sehr, denn so was Amüsantes und Gutmütiges gibt's nicht bald noch mal.

Ich glaube, daß mein Deutsch dem Lehrtalent Sr. Hochehrwürden Herrn Pfarrer Meister aus Bleckendorf am Harz keine Ehre macht in diesen Memoiren eines unsterblichen Lieutenants. Aber das hilft nichts. Nur keinen Zwang nicht! sagte meine selige Großmutter immer, als sie mit achtzig Jahren dem Korsett (oder wie das Ding heißt) entsagte.

Wir tranken eine Flasche Sekt darauf, das heißt ich mit dem Doktor, nicht mit meiner Großmutter nach Ablegung des gedachten Toilettenstücks. Wenn der geahnt hätte, wo die Flasche Röderer herstammte, die ich springen ließ! Aus dem Erlös von alten Uniformstücken, die mir ein polnischer Jude königlich bezahlt hatte am selben Morgen. Ich finde, dergleichen Geld muß ein Soldat durch die Gurgel jagen, so bald als möglich. Das macht die Börse dreck . . (Ich hätte bald mein Tagebuch verunziert!), das also, meine ich, muß ein Soldat nicht alt werden lassen.

Ich bemerke eben, daß ich einen alten Fehler nicht abgelegt habe, den Se. Ehrwürden schon, als ich noch ein Knabe war, bei mir bedauerten, nämlich die Einschaltungen. Da sieht man schon, wie nützlich der geistige Spiegel ist, den uns ein Tagebuch vorhält.

Nach Tische amüsierte ich den Doktor damit, daß ich auf

einen per Ordonnanz herbeigeschafften richtigen echten Stempelbogen ihm mein Skelett testamentarisch vermachte, und nicht nur das, die Flasche Röderer hatte mich so ermutigt, daß ich ihm die ganze Pastete überließ unmittelbar nach meinem Hintritt, allerdings mit dem Bemerk, daß er mich bei dieser Aussicht nicht selbst behandeln dürfe, wenn es etwa da wo 'mal Ernst mit mir würde!

Abends fuhren wir nach Warnau hinaus, Stangen, Below und ich, zu Diests. Der Weg war aasig.

Es war der Geburtstag von ihr. Ich meine von Frau von Diest.

Sie hatte ein weißes Kleid an und Heliotrop vor und keine Aermel und ein Grübchen im Ellbogen. Sie heißt Anny.

Heiliger Bramah! Wenn ich dies Schnäuzchen 'mal totküssen könnte! Ich glaube, der gute Knoten würde sich nicht 'mal im Skat vergeben, wenn ich's bei geöffneten Flügelthüren unterm Kronleuchter thäte! Er würde höchstens sagen: „Aber Lieutnantchen — Sie haben wohl zu tief ins Glas geguckt!"

Wir fuhren sehr spät weg, und ich hatte sehr tief ins Glas geguckt. Kostbare Bowle. Dann war ein Tänzchen improvisiert worden. Ich kann das Tanzen nicht leiden. Mir wird immer gleich so furchtbar heiß, und ich setzte mich, mit dem innigen Wunsche, meinen Kragen und sämtliche Knöpfe aufreißen zu dürfen, in ihr Kabinett, wo kein Mensch war und die Fenster offen standen und wo's duster war. Da hörte ich ein leises Rieseln, und auf einmal stand der Mond auf der Schwelle — im Weißseidenen und mit Heliotrop vor, ohne Aermel und mit dem Grübchen im Ellbogen. — Ich war ganz still, aber der dumme Atemmangel — sicher war's der — ließ mich nicht aufstehen. Ich machte nur die Arme weit und den Kragen am Halse auf, um Luft zu kriegen. —

Heute morgen hatte ich Dienst. Ich hatte den Rock von gestern an, zweite Garnitur, denn die dritte war beim Schneider. Ich hob gerade den Arm und wollte dem Rindvieh erster Güte Knopf drei Tage strengen Arrest aufbrummen wegen Ausbleibens über Zapfenstreich und Schlappheit im Dienst — da umwehte mich aus dem Aermel zweiter Garnitur ein merkwürdiger, himmlischer Heliotropduft und ich milderte meine Strenge umgehend auf einen Tag Mittelarrest.

„Wo sind Sie denn gewesen, Kerl?" fragte ich im Vorbeigehen.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Bei der Braut."

„Hm. Das erste Mal bestraft. Sie wissen — Mann, das hindert am Fortkommen."

„Ja wohl — Herr Lieutenant."

„Hm. Mein Bursche wird zur Reserve entlassen — Sie sind sonst sauber und korrekt im Dienst — hab's bemerkt. Wollen Sie bei mir eintreten — wenn Herr Hauptmann Gravis nichts dagegen hat?"

„Ja wohl, Herr Lieutenant."

Als ich nach Hause ging in mein Quartier, bei Herrn Schuhmachermeister Schicketanz, hob ich meinen Arm alle drei Schritte an meine Nase.

Wenn mir nochmal ein polnischer Jude zehn Mark für alte Sachen gibt, lasse ich mir umgehend eine Flasche Heliotrop von Lohse aus Berlin, Jägerstraße 46, kommen.

Im Oktober.

Eigentlich hätte ich das Tagebuch anders anfangen müssen. So einen X-beliebigen Tag 'rauszureißen und an die Spitze zu setzen, ist, glaube ich, nicht in der Ordnung. Zu oberst gehört eigentlich mein voller Name, mein Alter und mein Wahlspruch. Ich habe nur keinen — wenigstens nicht bewußt. Also ich: Gustav Adolf Arnold Meister, Sek.-Lieutenant im Xten Artillerie-Regt., beginne mein Tagebuch am 4. Oktober 18.. Einziges Kind Sr. Hochehrwürden des Herrn Pfarrer Meister, Bleckendorf a. Harz und seiner Ehefrau Friederike geb. Schulz, die so schön war, daß sie in ihrer Jugend die Friederike v. Sensenheim (oder war's Sesenheim?) genannt wurde. Alter, das heißt meins: sechsundzwanzig Jahre, drei Monate, fünf Tage. Augen blau, Brauen schwarz, Haare kohlrabenschwarz, glatt, spiegelglänzend, Schnurrbart kolossal und so, was man rotbraun nennt, Mund bildhübsch, Kinn häßlich, Hände häßlich, Füße häßlich. Besondere Kennzeichen: einen roten Blutstern unterm linken Auge, der mir aber gut stehen soll, und hervorragende Empfindlichkeit. Ich nehme nämlich „alles übel", behaupten die Kameraden, und habe kein „Organ" für Witze, sagt Below. Na, dessen Witze, dafür gehört allerdings auch ein apartes Organ.

Heute anderthalb Stunden Dienst gehabt. Um elf Uhr schon wieder in der Bude. Es regnete und die Dachrinnen

an den alten schiefen Häusern liefen jammervoll über. Mir wurde ganz übel, als ich den aufgesperrten Drachenhals an Schicketanzens Haus sah und die trübe Flut, die er gurgelnd auf die Gasse spie. Ich kann so was nicht sehen.

Mein Bursche putzte auf Mord, und von Frühstück keine Spur.

„Ist nichts da, Herr Lieutenant."

„Na, dann hol was."

„Hab nichts mehr, Herr Lieutenant."

„Schon wieder nicht? Kerl, wo läßt du das Auslagegeld?"

„Hier ist die Tafel, Herr Lieutenant." (Sehr gekränkt.)

Ich war zu hungrig, um die Hieroglyphen zu entziffern. War mir auch ganz egal, wo's geblieben war. Weg war es jedenfalls.

„Hier hast du eine Mark. Für fünfzig Pfennig Salami — nein, für fünfundzwanzig — ein Viertel Käse, Schweizer, und eine Flasche Bier. Aber fix."

Ich zog mich um. Eine alte Joppe und Pantoffeln, und setzte mich aufs Amerikanische und wartete auf das Frühstück.

Endlich!

Ich rauchte, und draußen goß es. Nebenan schimpfte Papa Schicketanz. Was und auf wen, konnte ich nicht hören. Gewohnterweise klopfte ich mit dem Pantoffel ermahnend an die Wand, und es wurde still.

Was ums Himmels willen fing ich nun mit dem Tage an! Dienst war keiner mehr. Gesellschaft abends auch nicht. Theater existiert nicht in dem Nest. Einziger Lichtblick Mittag im Kasino: Rindfleisch mit Mostrich. Toter Jude. Brotpudding. Rotwein für achtzig Pfennig. Ist Donnerstag, und ich kenne den Zettel. Die Leihbibliothek, die der Konditor Pipke hält, habe ich schon zum drittenmal durch. Anständige Leistung, wenn man bedenkt, daß ich mir aus dem Lesen nichts mache.

Und wieder stieg in der verzweiflungsvollen Langeweile dieses Hundelochs der „Stern der Hoffnung", wie Flora im „Fidelio" singt, auf: Kriegsakademie — Examen — Studien und wenn möglich russische Sprache — Schluß Generalstab!

War nur alles so schwierig. Erstens bin ich faul, zweitens: kein russischer Lehrer auf zwanzig Meilen in der Runde.

I was! So ging's nicht länger. Man wird ja verrückt in diesem Nest! Na und wenn man 'mal rauskommt in die

Manöver — die Wirtschaft kenn' ich. Immer gräßlich — schlechte Quartiere — langweilige Weiber — harte Hühner — und nasse Biwaks, denn dieses gesegnete Ostpreußen liegt immer im Dreck oder im Nassen. Ich will jedenfalls das Examen machen. Schon der Gedanke: Berlin, Kaiserstadt, Gaslicht!

Eben war Gravis hier, mein Hauptmann und bester Freund, und lud mich auf heute abend zum Skat. Er ist Strohwitwer. Seine Frau ist in Italien — sie soll nervenleidend sein — und der arme Kerl sitzt meistens solo. Seit einem halben Jahre ist er erst hier. Die Frau hat noch keiner gesehen. Na, das ist auch eine Strafe Gottes — eine nervenleidende Frau haben, die noch dazu bildschön sein soll, wo man also jeden Tag die kostbarsten Hörner kriegen kann; denn die Frauen haben, glaube ich, eigentlich kein rechtes Gewissen in dem Punkt. Wenn ich 'mal heirate, ich nehme eine reiche und möglichst häßliche, damit ich abends wenigstens ruhig in den Klub gehen kann, ohne daß so ein Kerl, wie ich etwa bin, da wo 'rumspintisiert und meine nervenschwache Schönheit anhimmelt.

Den .. September.

Träume ich? Wache ich? Heiße ich Arnold Meister — oder bin ich Vater Schicketanzens Letzter mit dem Wasserkopf? Ich möchte 'rausstürzen ins Kasino — alles, was Beine hat, auf Sekt stoßen! Es ist zum toll werden! Mit zwanzig Mark in der Tasche für vierzehn Tage, und kein Jude in Aussicht auf alte Kleider — außer ein „toter" bei — der Mittagstafel.

Wer, um des heiligen Bramahputra willen, hat mir das gethan? Wer interessiert sich für mich blutarmen Teufel! Denn wie die Geldgeschichte gehen soll, das weiß ich nicht. Muttchen muß geben — geht nicht anders. Wenn ich nur ahnte, woher die süße Alte es nehmen soll, aber mit sechzig Mark Zulage, Berlin, Kaiserstadt, Gaslicht! Traum aller Träume! Unmöglich! Warum nicht gleich direkt in den Generalstab wegen natürlicher Begabung!

Holla, halt, Ruhe, Arnold Meister! Ich werd's schon entdecken. Also, ich bin versetzt. Ich Gustav Adolf Arnold Meister, aus dem allerbescheidensten Hundeloch Ostpreußens, vom Artillerie-Regiment Nr. . . . nach (höre an, erblasse, doch erwidere nichts!) nach Berlin, Garde-Fuß-Artillerie-Regiment versetzt. Zur Garde. Zu Seiner Majestät Elite. Was mag ich

nur an mir haben? Und wer hat's bemerkt? Donnerw....., mir geht ein ganzes Paket Stearinlichte auf. Mietze Salewski — der Oberst — vor einem Vierteljahr bekam er das Garde-Fuß-Artillerie-Regiment. Na natürlich! Die Geschichte ist klar! Der hat's gemacht! Der mochte mich. Und die kleine braune Mietze, das Goldtöchterlein, die war reell verschossen in meinen Rotblonden! Hm — immer sachte mit die jungen Pferde. Das ist eigentlich — Geld hat sie, und häßlich ist sie auch. Könnte also getrost in den Klub gehen, schnappt mir keiner weg. Ich muß gestehen, ich fühle mich etwas abgekühlt. Denn so ist es, auf Kavaliersparole, so ist es! Oberst Salewski hat mich nachkommen lassen. Ich begreife nur nicht, da er doch weiß, wie knapp die Kasse selbst für G.... bei mir bestellt ist. Beinah rücksichtslos von dem alten Kunden. Denkt wahrscheinlich, so'n armer Lieutenant hat überhaupt weder Ansicht, noch Selbstbestimmung und dankt dir und Gott auf Knieen, nach Berlin und zur Garde zu kommen. Dafür kann er schon deine häßliche Mietze heiraten. Und dabei faßt mich doch wieder ein wahrer Glücksrausch! Gestern noch — wie überlegte ich — wie wollte ich auf den schwierigsten Pfaden von Studium und Wissenschaften und Examen, auf allen Vieren nach der Kaiserstadt kriechen, und wußte doch auch nicht, wie ich's mit den verflixten sechzig Mark von Muttchen machen sollte! Aber freilich — der Weg war noch weit! Und nun steht's vor mir — lebendig — wahrhaftig!

Den .. Oktober.

Welch ein Tag! Habe heute auch Vorsehung gespielt und meinerseits Knopfen zur Garde versetzt. Ist mir auch gelungen. Der Oberst wollt's machen. Denn der Kerl ist gut und sieht gut aus. Mir träumt so etwas von einer Art Livree. Alten Uniformsrock von mir, Abzeichen runter — schwarze Schnüre oben — wird sich machen lassen! Man ist doch nicht umsonst Gardelieutenant! Und ich bin ja dem lieben Alten riesig dankbar. Aber wie das werden soll, weiß ich nicht! Heiraten thu' ich seine Mietze unter keinen Umständen. Nur nicht gebunden sein in Berlin! Ums Himmels willen! Ich bin kein Streber — wenigstens kein unvernünftiger, der heiratet, um ruhig auf den Generalstab arbeiten zu können. Heute nacht geht's mit dem Schnellzuge gen Berlin. Und ich habe rasend viel zu thun, und die Kameraden wollen mich

glänzend abspeisen, und abends muß ich noch 'mal nach Warnau. Welch ein famoser Mensch ist Papa Schicketanz! Ich brauche die Miete von Berlin erst am 1. Januar zu schicken, weil ich ihm sagte, daß ich doch nun jeden Groschen zusammenkratzen muß, und ist es wohl zu glauben — der gute Alte bot mir noch einen kleinen Pump an, so hundert Mark, die könnt' ich haben, wenn ich's im Moment recht brauchen thät', ohne Zinsen — „aus purer Achtung" und „weil man ja auch 'mal Soldat gewesen ist," und dann sagte der alte Schuster noch was, was mich riesig freute: „Wenn man sich gut geführt hat," sagte er, „denn hat man auch seinen Herrn Lieutenant von dazumal lieb gehabt und den ganzen Stand — allerwege immer bloß was ein Schweinhund war und immer in den Kasematten saß (Arrest meinte er), der spuckt denn Gift aufs Militär".

Seine hundert Mark lehnte ich blutenden Herzens ab, denn solche Pumperei ist nicht mein Geschmack. Lieber hungern. Aber die Freude, die ich bei „diese pure Achtung" fühlte, die behielt ich und hab' sie sozusagen gern mit den abgewinkten hundert Mark bezahlt. Bin höllisch froh, daß ich die dreißig Mark Miete behalten kann. Muttchen hat auch heute noch rücktelegraphiert — wird umgehend Versetzungszuschuß schicken fünfzig Mark und dann zwanzig Mark mehr zulegen, sie wäre so stolz!

Verwünscht! Ich bin immer zu gerührt — heut schon den ganzen Tag! Alles hat sich verschworen, mich heut zu rühren. Am Ende fange ich noch heute abend in Warnau an zu weinen. Zum Glück kenne ich solche Gefühlsduselei nicht. Aber empfehlen muß ich mich dort. Himmlischer Gedanke, in der Eisenbahn bei leuchtendem Nachthimmel über sich der Kaiserstadt und der Garde zuzusausen und ab und zu träumerisch den Arm zu heben — oder wenn der Luftzug den Schnurrbart streichelt — ein Heliotropduft — ah! — Arnold — du bist ein glücklicher Mensch! Du bist ein ideell angelegter Mensch! Du kannst so bleiben!

Es ist Nacht. In einer Stunde reise ich. Ich war in Warnau. Wagen war nicht zu haben. Stangen gab mir seine Braune. Reizender Kerl. Der Gaul war am Vormittag schon thätig gewesen, aber er sagte, das wär' heute ungeheuer egal — das heißt Stangen sagte das, und ich müsse nach Warnau, sagte er auch — und er wisse was — das sage er aber nicht. Na, ich sagte nicht viel, denn mit dem letzten Schluck Sekt

saß ich auf dem Gaul. Gott! Was waren die Kameraden famos! Ich habe sie alle nach Berlin eingeladen, und sie sollen bei mir wohnen! Ach! was ist das Leben schön, wenn man Lieutenant in G. ist und zur Garde nach Berlin versetzt — und die Kameraden ein Abschiedsdiner geben, wo der Sekt in Strömen fließt — und der Hauswirt uns Geld pumpen will — aus purer Achtung — und man bei aufgehendem Mond nach Warnau reitet und der Kerl, der Knopf so beispiellos talentiert ist und zu Hause alles allein fertig macht, wie 'ne Mutter.

In Warnau war Herr Lieutenant nicht zu Hause, der Diest läßt sich nämlich „Lieutenant" nennen, weil er's 'mal so weit gebracht hat. Ist jetzt fünfzig! Finde ich ungeheuer geschmacklos. Jedenfalls war er nicht da. Aber sie! Das war's, was der Stangen, die treue Seele, gewußt hat. Bravo, Kamerad! Es lebe die Jugend! Leider hatte ich nur zwei Stunden Zeit. Sie fand es „entzückend", noch zu kommen, wenn man in derselben Nacht nach Berlin zur Garde geht. Ich auch.

Den . . Oktober, 1 Uhr nachts. Schnellzug nach Berlin. Garde-Fuß-Artillerie. Sterne. Verwünschter Blaustift! Bricht immerzu! Und nicht sehr hell die Illumination. Die geliebten Jungens alle an der Bahn, mitten in der Nacht, mit Butterbrot und Cognac. Uebergab Stangen in pflichtschuldiger Dankbarkeit meine Hinterbliebenen — Schicketanzens Wohnung und meine — na — meine frohen Stunden in Warnau. . . .

„Peinlich zwar für jeden Bruder,
Aber dennoch höchst charmant."

singt Schiller oder Scheffel.

Schneidemühl. Ein Glas Bier. Weiter gereist! Kann nicht schlafen. Aus meinem Aermel und aus meinem Schnurrbart — ah — Heliotrop — himmlisches Weib! Weiter langt der verfl. Blaustift nicht — Taschenmesser ist nicht. Also ruhig in die Ecke. Meine Lippen brennen, aber sonderbar, es thut nicht weh — und es war so schön! — Lebt wohl — für immer! Wenn die Weiber wüßten, welche Denkmäler der Verehrung und Dankbarkeit sie sich im Herzen eines Mannes setzen durch so ein lächelndes: Lebewohl! — wenn's doch einmal geschieden sein muß!

Immerhin wäre es denkbar, daß es einen auch 'mal ver-

letzen könnte. Na — davor bewahre mich der Himmel! Ich glaube, wenn ich 'mal gereizt werde — dann gibt's Blut!

Den .. Oktober. Berlin.

Keine Feder kann den Moment beschreiben.

Bahnhof Friedrichstraße. Elektrisch. Menschenmenge — Brausen, Pfeifen, Donnern, Funkeln — Metropole!

Knopf, der Tapfre, mit meinem Handgepäck schon aus dem Zuge raus, am Ausgang. Der Kerl ist immer zur Stelle und selig, in Berlin Gardist und Livreebedienter zu sein.

Ich fragte ihn übrigens in Schneidemühl, als er mir das Bier schaffte, gutgelaunt, was denn die Braut zu seiner Versetzung sage.

„Sehr wohl, Herr Lieutenant, die ist ja in G. geblieben," sagte er. Als wenn das die sehr genügende Antwort auf meine Frage wäre.

„Na ja, Knopf. Aber wenn du nun nach Berlin kommst, wird ihr da nicht bange sein?"

„Nein, Herr Lieutenant," klang es prompt über das Seidel, dessen untere Hälfte ich dem Guten überließ, „das war doch bloß die Braut von da. Und was dem Herrn Lieutenant von Stangen sein Bursche ist, der zieht ja auch nach Schicketanzen, wo die Braut für alles ist."

Das genügt! dachte ich. Das „lächelnde Lebewohl" beruhigte auch hier ein Männerherz.

Ich stieg im christlichen Hospiz ab. Mohrenstraße. Hotel des Evangelischen Vereins und hochelegant, sehr billig, Trinkgelder verboten! Der halbe Adel Ostpreußens auf der Schiefertafel im Vorflur.

Erst schlief ich bis zehn Uhr. Dann wachte ich auf, machte Toilette, ganz märchenhaft elegant, befahl Barbier und Knopf und Kaffee. Thee mag ich nicht. Ist meiner Ansicht nach die reine Koketterie, morgens Thee zu trinken. Dann auf einmal, ich rauchte und las zum erstenmal in meinem Leben die „Kreuzzeitung", auf meinem Sofa — ertönte Orgelklang ganz nah bei mir. Aus dem Betsaal.

War ganz schön. So am ersten Tag in einem neuen Leben, das so viel Glück verspricht. Ich dachte auch an die Süße und ihr letztes Lächeln und Knopfens Braut und mein Testament an Stangen — alles dasselbe.

Den .. Oktober.

Die Wohnungssuche gestern — sehr ermüdend. Salewski gütig. Mietze sentimental und ich verlegen. Er sagt, er sei es gewesen. Wußte ich ja. — Er empfahl mir die Berliner Wohnungszeitung — gratis — praktisch. Knopf brachte sie mir. Der gute Kerl hat hier einen Vetter, sagte er. Bei dem (Tischler) hat er auf der Hobelbank logiert und Mehlsuppe in Moabit gegessen — bloß um mir keine Kosten zu machen! Wenn die Menschen doch nur nicht so unvernünftig gut zu mir wären!

Den .. Oktober.

Wohnung gefunden. Im Westen. Vornehme Gegend. Steinmetzstraße 51, part. Knopf brachte mir eine ganze Liste. Na, der Kerl überhaupt! Sieht besser aus, als ich. Mein erster Gang heute war zum Schneider wegen Livree.

Die Herren Kameraden — alle durch die Bank — mein Fall. Süperbes Kasino. Eine Sache, die mir Herzklopfen machte, sie spielten. Einer nahm hundert Mark mit.

Den .. Oktober.

Acht Tage lang bin ich zu keinem Federstrich gekommen. Meldungen, Besuche, Wohnung, Erkundigungen, Dienst und ziemlich scharfer! Abends todmüde ins Bett. Nun, aller Anfang ist schwer. Der Oberst lud mich ein, täglich bei ihm zu essen, mittags und abends, oder beides. Mir ziemlich fatal, da er wohl sicher erwartet, daß ich nun nächsten Sonntag 12 Uhr 35 Minuten um seine Tochter anhalte, zum Dank für das große Glück, das er mir verschafft hat. Ist mir unmöglich. Die kann ich nicht heiraten. Da reißt man sich ja 'n Splitter ein, wenn man sie umarmt. Wenn ich überhaupt je heirate, muß es eine sein, die Grübchen im Ellbogen hat.

Heute bei Tische im Kasino wurde eine Partie vereinbart, abends ins Wallnertheater zu gehen und dann in der Wildgrube zu soupieren mit Damen.

Erstens hatte ich kein Geld und zweitens keine Dame.

Jeden Groschen habe ich für die Gemütlichkeit meiner Wohnung verwendet. Aber es ist doch nicht sehr mollig. Zu viel Thüren und Fenster.

Heut um acht Uhr, natürlich abends, klingelte ein Kamerad bei mir und fragte, ob ich 'mal mit ihm bummeln wollte.

Ich wollte, und wir gingen.

Nach zehn Schritten wurde er nervös wegen einer schlanken, blonden Dame, die vor uns ging. Er ließ meinen Arm los und flüsterte mir zu, ruhig die Richtung einzuhalten. Nur, wenn er irgendwo in ein Restaurant hineinginge, sollte ich meiner Wege gehen. That ich — denn er ging — mit der Blonden zu Fredrich hinein, Potsdamerstraße 12.

Ich beneidete ihn um sein glückliches Gesicht, nicht um die Dame, die war nicht mein Geschmack.

Den .. Oktober.

Heute fiel der erste Schnee. Mein Ofen raucht. Stube eisig, Kaffee schlecht, abends war ich an der Kasse im Opernhause. Ich hätte für mein Leben gern den „Trompeter von Säckingen" gehört. Ich erschrak vor dem Preise. Erhöht, weil irgend ein Gast sang. Das konnte ich nicht leisten. Mein Geld ist ohnehin alle. Berlin ohne Geld ist grauenhaft.

Knopf, der Gute, hatte alles so nett zum Abend hergerichtet. Aber er scheint auch der Ansicht zu sein: Gut serviert ist halb gegessen. Es war nichts da, als Brot und Butter und ein Stückchen saure Gurke.

Ich dachte an Gefangene und Kranke, und wie glücklich sie damit wären. Die einen, wenn sie's hätten, die andern, wenn sie's verdauen könnten. Beides war mir beschieden, und darum schmeckte es mir prachtvoll. Ich legte mich früh zu Bett und dachte an die Glücklichen in der Wildgrube, und obwohl mitten im Paradiese, das man Berlin, Kaiserstadt, Garde nennt, überkam mich die Ueberzeugung, daß es gar nichts nutzt, im Paradiese zu sein ohne Geld, daß aber sehr wohl das Paradies in uns sein kann — ohne Geld — o Anny — — —

Lieber Himmel! Mein altes gutes G.! Wie oft war ich im Paradies mit nicht mehr als fünfzig Pfennig in der Tasche!

Nun, wenigstens ich hab's nicht veranstaltet, das hat der gute Salewski gethan. Aber heiraten kann ich sie nicht.

Fällt mir ein: Bei Salewski hab' ich mich zum ersten Mal bewundert. Ich passierte ein Zimmer. Aber fein! Gold und Plüsch. Na — er hat's dazu! Ja — ja — die Mietze! — Ich kann aber nicht! Ein Spiegel von der Decke zur Erde: Ich — im Meldeanzug — hervorragend dies fast kornblumenblaue Tuch, der schwarze Sammet, die dicke Silber-

stickerei, die silberne Schärpe um die Taille und der riesenhafte schwarze Busch! Als ich nachher die Treppe runter ging, stand am Hochparterre ein sehr niedliches Dienstmädchen mit einem andren vor der Wohnungsthür, und ich hörte ganz deutlich, ehe ich die schwere Hausthür schloß, was sie sagte: „Gott! War der schön!!“ sagte sie. Man ist zwar ein Mann, bei dem es auf äußere Schönheit nicht ankommt, aber — hol's der Bock — man freut sich doch!

Den .. November.

Es ist geradezu aufreibend, Leipzigerstraße, Friedrichstraße runter zu bummeln, ohne Geld in der Tasche.

Kamerad Herr von Goltz ging mit.

„Thun Sie mir den Gefallen, Bester,“ sagte er, „und bleiben Sie nicht vor jedem Schaufenster stehen. „On sent la province auf zehn Schritt gegen den Wind, und es sieht so entsetzlich darnach aus: Ich möchte, aber kann nicht!“

Er hatte recht. Ich bleibe nicht mehr stehen. Ich gehe vorüber, an allem was ich mag, was schön ist, was ich haben möchte.

Gestern habe ich mir Bücher angeschafft. Ich will das Examen zur Kriegsakademie machen. Abends war ich zu Goltz eingeladen. Zwei Damen vom Ballett des Opernhauses. Unglaublich, wie gebildet und einfach die Mädchen waren. Wirklich und ohne Spaß: Damen! Ich hatte mir allerdings ungeheuerliche Vorstellungen von solchen Damen gemacht. Die eine war sehr interessant, Goltzens Freundin. Er sagte es mir, wahrscheinlich um mich zu warnen, auf dem Flur, ehe ich reinkam. Die andre war hübsch, aber sie hatte ein so intensives Parfüm, daß ich mich verletzt fühlte — in der Erinnerung an den zarten Hauch von Heliotrop. Ich wurde träumerisch. Um zwölf Uhr begleitete ich die andre zur Pferdebahn und ließ sie fahren.

Im November.

Was Lieberes und Schöneres hätte mir gar nicht passieren können! Gravis, mein liebster, guter Freund aus G. ist nach Berlin kommandiert, auf drei Jahre! Er schrieb es mir und bat mich, nach passenden Wohnungen zu fahnden. Groß und schön! Gegend gleichgültig. Nur nicht Neubauten. Das ginge nicht für Franziska. Schon die Idee mache sie nervös. Na,

da ist allerdings guter Rat teuer. Denn die schönsten Wohnungen kann man eigentlich nur in Neubauten haben, draußen, wo sich die Füchse gute Nacht sagen.

Den . . November.

Ich fühle mich krank. Die Influenza grassiert. Knopf wollte mir einen Arzt holen. Unsinn. Er bestand so bombenfest auf dieser abenteuerlichen Idee, daß ich ihm wütend zurief, dann sollte er es auf seine Kosten thun, ich hätte nur noch elf Mark. Und die müßten bis zum ersten langen.

„Sehr wohl, Herr Lieutenant, ich habe noch fünf Mark. Drei kriegt der Doktor bloß!“ Und er holte ihn, und ich bekam Antiperin, oder wie es heißt, wurde gesund und wollte den Doktor bezahlen. Er war schon bezahlt! Der Diener hätte ihm auf dem Flur drei Mark von mir gegeben.

Ich ließ Knopf antreten und hielt ihm eine Strafpredigt.

Den . . November.

Ich bin allein zu Hause. Schon mehrere Abende. Habe mich beim Westendlesezirkel in der Potsdamerstraße abonniert. Das Tagebuch nimmt nicht viel Zeit weg. In G. war ich nicht so viel allein wie hier in der märchenhaften Millionenstadt. Abends fand man dort immer jemand im Kasino, und dann gab's Schach- oder Damenbretter oder Plauderei. Hier ist das Familienleben des Regiments, die Kameradschaft eigentlich nur lose. Man lebt für sich. Jeder in seiner eigenen Welt. Wenn er die geheim halten will, kann er's. Bei Tisch um fünf Uhr sehen wir uns — oder auch nicht. Wenigstens habe ich Kameraden bemerkt, die wie geleimt auf ihrem Platz saßen und die Augen immer aufs Tischtuch hefteten, als hätten sie Blei daran statt der Wimpern. Und wenn man ums Salz bat — oder so — dann machten sie so einen verlorenen Diener und schoben es einem hin ohne Aufsehen, als säße man irgendwo an einer internationalen Table d'hôte. Ungemütlich und unbehaglich. Zwei- oder dreimal war ich abends im Kasino. Keine Katze. Dann gab ich's auf und blieb zu Hause. Zweimal war ich bei Salewski. Schrecklich! Er war gedrückt — die Kleine blaß und mokant — und ich fühlte mich malplaciert. Dreimal habe ich abgesagt. Jetzt hat er mich schon seit vierzehn Tagen nicht mehr eingeladen. Ach, wenn's mir doch möglich wäre, seine Mietze zu heiraten! Ich kann es nicht

sagen, wie innig ich wünschte, dem Guten diesen Lebensgefallen thun zu können. Aber es geht nicht. Auf Ehre, das ist zu viel verlangt.

Ich wollte heute wieder zu Hause speisen. Es ist zwar langweilig, aber es paßt im ganzen besser für meine Verhältnisse. Lieber Himmel, eine liebe, gute alte Mutter hinter sich haben, die Witwe ist — da hat man für etwaigen Leichtsinn keine Stütze — da ist man ja selber Stütze. Manchmal ist's auch ganz mollig, so auf meinem Sofa vor dem runden Tisch mit dem netten weißen Tischtuch. Das liefert meine ganz wohlhabende Wirtin — Frau Waschfrau Schulze — (ich hab' auf Wort gehört, wie das Waisenkind, das bei ihr für alles ist, „gnädige Frau" sagte!), ja, das Tischtuch liefert sie prompt alle Sonntag früh und einen „schönen juten Morjen, Herr Lieutenant" dazu, wenn sie's bringt. Und sie richtet's so ein.

Na, na, immer sachte mit die jungen Pferde! — Alles ist dann nett in meiner freundlichen Stube und „heimelt so an", wie Mutti immer sagte. Gott, wenn die auf so einem bequemen Sofa, bei so hellen, schneeweißen Vorhängen in solch einer Stube, wo das hellichte Ofenfeuer prasselt (es ist leider hundekalt, das Prunkgemach für den „möblierten Herrn" von Frau Schulz) — dann brauchte meine geliebte Alte bloß noch ein „Schälchen Kaffee", und alles heimelte sie an.

Die Lampe blakt gemütlich, wie ich eben bemerke, und der sanfte Lichtschimmer beleuchtet mein Wohnzimmer und erhellt auch noch ein wenig einen Alkoven, wo mein Bette steht. Na — mich hungerte und ich legte die Litteratur beiseite, um Knopf zu erklären, daß ich zu Hause speisen würde. Ob noch 'was da sei.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Noch 'was von gestern. Ein Stückchen saure und —"

„Na ich danke. Dann hol 'was vom Kaufmann."

„Herr Lieutenant — es ist zehn Uhr vorbei."

„Darum auch dieser teuflische Hunger! Laß nur sein, Knopf. Ich geh' dann in irgend ein Lokal. 's ist einfacher. Hast du denn 'was?"

„Jawohl, Herr Lieutenant. Mir fehlt nichts."

Ich seufzte und begab mich auf die Reise. Es war unangenehm kalt. Solch eine Ostwindkälte. Ich zog den Kragen meines Paletots hoch und steckte die Hände fröstelnd in die Taschen.

Die Potsdamerstraße war still und leer, und der festgefrorene Schnee leuchtete in blendender Helle. Die Sterne sahen so aus, als funkelten und glitzerten sie auch vor Kälte droben am dunkelblauen Nachthimmel.

Ab und zu rollte ein Pferdebahnwagen an mir vorüber mit einigen spärlichen Insassen, die einen eigentümlich müden und enttäuschten Gesichtsausdruck zu haben schienen — den ich komischerweise immer nachts bei Leuten, die in der Pferdebahn nach Hause reisen, bemerkt habe.

Ich wollte eben in die „Drei Raben", ein braves Bierlokal, hinein, als ich mich mit gedämpfter Stimme anrufen hörte.

Ich blieb stehen und drehte mich um.

Schräg über den Damm kamen zwei hohe Gestalten, Offiziere in schweren Mänteln, mit breiten Pelzkragen. Die Dinger kleiden famos. Es ist mein Lebenswunsch, mir 'mal solch einen Pelzmantel schaffen zu können.

Na, das hat noch Weile. Vielleicht einst als Generalstäbler.

Es war ein Herr von Oelsen vom zweiten Garde-Regiment und sein Vetter, der weit bekannte übermütige Brenken vom Kaiser Franz. Ich war öfter mit ihnen in langweiligen Kommißgesellschaften zusammen gewesen und mochte beide sehr gut leiden. Uebrigens reiche Jungen. Und dieser letzte Umstand machte mir einen näheren Verkehr unmöglich, da ich da nicht mithalten konnte.

„Nun, Herr Kamerad — wo eilen denn Ew. Hoheit so spät des Nachts noch hin? Ich hoffe, wir stören doch nicht — sonst bitten dringend, uns abzuschütteln," lachte Brenken und sah mir kritisch ins Gesicht.

„Leider stören Sie mich gar nicht," gab ich zurück. „Ich wollte nur irgendwo essen, ehe ich meinen menschenleeren Alkoven betrete und mein Abendgebet spreche."

„Paßt ja süperb," sagte Oelsen, einer der vornehmsten Kerls, die man sich denken kann. „Wir hatten nämlich dieselbe Absicht. Wir kommen von einem gräßlichen Kommiß-Diner! War merkwürdig mißlungen und dauerte von sechs Uhr bis jetzt. Ich saß dazu neben einer gänzlich unerschlossenen Mädchenknospe, und dergleichen ist für mich so ungenießbar, wie zu junge Gänse —"

„Und ich verr . . . beinahe an der Unterhaltung mit der höchst wohlerzogenen Baronesse Eberstein. Kurz, es gab nichts zu essen, nichts zu trinken, nichts zu lieben!"

„Und wir entflohen im ersten schicklichen Moment mit der biederen Vorgabe, daß wir noch schwierige Vierteljahrsarbeiten heute nacht zu Ende bringen müßten. Bringen wir sie also zu Ende, das heißt nehmen wir diese schwere Gardebombe in die Mitte und fallen in irgend eine schlichte Herberge ein."

Oelsen faßte seinen klirrenden Säbel in die Linke und sagte: „Ich schlage also Langlet vor unter den Linden oder auch Hiller. Nur irgend wohin, wo man diesen Genuß möglichst genügend unschädlich für die Nerven machen kann."

Oelsen litt nämlich ziemlich stark an diesen Dingern.

Ich erschrak. Eine Mark höchstens hatte ich für mein Abendbrot bestimmt, und es war das Höchste, was ich übrig hatte dafür. Aber Hiller, Langlet und dazu diese beiden Kameraden in der Stimmung! Mein Geld war auf das Genaueste eingeteilt. Aber ablehnen, die Wahrheit sagen! Gerade diesen beiden, deren Umgang mir schmeichelte, die mich suchten und mir Beweise ihrer Herzlichkeit gaben, obwohl ich mich so viel als möglich entzog, es war mehr, als ich im Augenblick vermochte. Und ihr, ihr alle, die ihr jung, gesund, lebensfrisch seid und dazu hungrig wie ein Wolf und durstig wie ein Wüstenreisender — würdet ihr mir wohl ein gutes Beispiel der Entsagung gegeben haben? Möglich, daß es solche unter euch gibt. Ich bin schwach gegen Hunger und Durst, Eitelkeit und Liebe. Ein netter Charakter!

Vor meinen Augen leuchteten die grauen, unscheinbaren Perlen alles Genusses, die göttlichen Schaltiere und filet au truffes, braunrosig, saftig, pikant mit der von mir heißgeliebten Tomatensauce, die ich auf einer Hochzeit einst gegessen, und dann — o, du goldig perlender, prickelnder, den leeren Magen, das Gott ergebene Dulderherz eines armen Lieutenants mit Hoffnung, höchster Kraft und stolzestem Mut füllender, du brausender Sekt! Denn wo Oelsen und das übermütige Kurtchen waren, da war an Bescheidneres nicht zu denken!

O Gott im Himmel! Nur einmal, nur eine kleine Zeitlang aus dem Vollen leben und genießen können! Nur einmal ganz und tief aufatmen können. Nur eine kurze Zeit keinen Alpdruck von Geldnot und Gewissensbissen auf dem Herzen haben.

Na, das gehört für die „schwere Gardebombe", Arnold Meister genannt, zu den frommen Wünschen.

Dennoch murmelte ich von meinem Mißtrauen gegen die Vorzüglichkeit von Hiller und Langlet.

„Na denn Dressel oder Rome,“ schlug Oelsen in seiner Unschuld vor.

„Rome,“ meinte Brenken, „ist gut und solide; ich bin auch sehr bekannt und der alte Mühling fällt mir immer beinahe um den Hals, wenn er mich zu sehen kriegt. Machen wir ihm diese Freude, da Meister gegen die andern genannten Lokäler eine Antipathie hat. Holla — da kommt gerade noch eine Pferdebahn, die uns paßt.“

Im nächsten Augenblick standen wir beisammen auf dem Hinterperron.

Ich war der erste, zu dem der Schaffner trat, und bezahlte natürlich für uns alle, à Person fünf Pfennig Trinkgeld beifügend.

Die beiden nahmen das auch für selbstverständlich. Es war so gleichgültig, wer gerade die Börse zog. Ich hatte fast die Hälfte von dem gegeben, was mich mein ganzer Abend eigentlich kosten durfte.

Es war zu spät, darüber nachzudenken, und alles Zweifeln und Sorgen warf ich energisch ab.

Versuchungen widerstehen war immer eine sehr heikle Sache für mich. Ich suchte nicht danach — ich konnte viel entbehren. Lebensgenüsse teurer Art waren mir kein Bedürfnis, aber wenn sie je fordernd an mich herantraten, dann war ich energielos genug, mich verloren zu geben. Andre nannten es „Schneid“!

Wir traten also fröhlich, heiter lachend, säbelklirrend ins Restaurant de Rome und amüsierten uns köstlich, daß wir einiges Aufsehen erregten.

Ein Tisch war bald gefunden unter einem Bouquet rosiger Lampen.

Alle Tische um uns waren besetzt. Einer neben uns mit einer soliden Familiengesellschaft — an dem bildhübsche junge Dinger ihre neugierigen Näschen uns voller Spannung zuwendeten, auf der andern Seite einer, an dem neben einigen Civilisten vornehmer Erscheinung auffallend schöne Sterne der Halbwelt schimmerten und funkelten.

Von beiden Tischen begegnete ich wiederholt langen Blicken. Brenken lachte und machte neckende Komplimente, während ich Oelsen mit gleichmütigem Lächeln die Anordnung des Soupers überließ und nur noch sehr gelinde zitterte, als ich drei Dutzend Austern, Champagner zu fünfzehn Mark, Pommery Greno, bestellen hörte. Ich war schon vorher wie berauscht vom Neuen,

Ungewohnten, von den schönen Augen rechts und links, und Zeit meines Lebens werde ich mich an diesen ersten Schritt vom Wege erinnern. Dieser kostbare Hunger und dieser Fasan mit Sauerkraut und Austernsauce, dieser Durst und dieser Sekt aus Wassergläsern, diese wunderschönen Frauen und ihre heißen Blicke, und dies prickelnde Feuer des rasch hinabgegossenen Weines in den Adern! Und einmal trat mich der übermütige Brenken leicht auf den Fuß, mit dem kleinen Finger unbemerkt mir Richtung gebend, und da hatte die schönste Blondine der Welt (bei den Civilisten) ihr Glas an den Lippen, und ihre Augen ... Ich drückte fast zu heftig das meine mit einer eben schäumenden Blume an meinen Schnurrbart, den heißen Blick der großen Blonden heiß erwidernd. Oelsen, der Vornehme, aber sagte lächelnd: „Sie, lassen Sie das nur. Das ist Schwarzröder und Fürst Czerny von der russischen."

Aber berauschend schön war's doch.

O, Geld, Geld! dich vollauf haben, soll kein Himmel sein! Dich so entbehren, ist eine Hölle!

Wir waren sehr solide, nach Oelsens Ansicht. Jeder hatte etwa zwanzig Mark zu bezahlen. Mir blieben noch zehn Mark für den ganzen Monat und wir hatten den fünfzehnten.

Eine Tasse Kaffee bei Bauer folgte und wir trennten uns.

Ich ging zu Fuß heim und legte mich hin.

Morgen mußte ich an mein armes Muttchen schreiben. Die zwanzig Mark, alles in allem waren es fünfundzwanzig geworden, konnte ich nicht entbehren, ohne zu hungern. O, du schöner, froher Abend, wie bitter war die Hefe deines goldenen Champagnerkelches! Uebrigens, als wir so heiter lachend bei unserm Souper saßen, hatte ich einen kurzen Gruß mit Gravis gewechselt, der mit einer auffallend eleganten Dame an unsrem Tisch vorüber kam. Es war seine Frau gewesen. Leider war es gerade der Moment, wo die schöne Blondine meine Aufmerksamkeit mit ihrem Glase erregte — sonst hätte ich den guten Freund angesprochen. So war ich aber zu benommen und grüßte ihn ganz geistesabwesend.

Den . . Dezember.

Ich habe eben den Bettelbrief an meine alte Mutter abgeschickt. Er wurde mir schwer. Gott! bewahre mich vor solchen Freuden, die ich nicht bezahlen kann! Lieber hungern! Mein Pech war's, das mir gestern, als ich so friedlich meine Straße zog, die beiden reichen Kameraden in den Weg führte.

Wäre ich nicht ebenso befriedigt gewesen, wenn ich schon in der gemütlichen Ecke in den „Drei Raben“ gesessen hätte und ein Glas des herrlichen „Echten“ getrunken und ein frisches, saftiges Schnitzel gegessen hätte, als höchsten möglichen Luxus?

Was blieb mir zurück! Nichts Wesentliches. Die Erinnerung an Austern und Sekt und an ein Paar schöner Augen, die mich gar nichts angehen durften.

Der gute Gravis, der eben bei mir vorsprach, hat mich unbeschreiblich froh gemacht. Er lächelte und sagte, ich hätte die Frau Pfarrerin nicht beunruhigen sollen wegen der zwanzig Mark und dergleichen, wenn's auch einmal vorkomme, daß man über die Stränge schlüge, sei's keinmal. Oelsen und Brenken seien aber doch als Umgang ganz unmöglich für meine Kasse. Damit drückte er mir die zwanzig Mark in die Hand und murmelte etwas von väterlichem Freund. Sonntag über acht Tage ist sein Geburtstag, da soll ich bei ihm essen. Seine Frau würde sich bis dahin wohl von ihrer Reise nach Berlin — sie kam aus Italien — erholt haben.

Warum sind nur alle Menschen so unvernünftig gut zu mir! Ich trug eiligst eine Postkarte an Frau Pfarrer Meister im Witwenhaus Bleckendorf am Harz auf die Post, mit der kurzen Bemerkung: „Ist unnötig, das Erbetene zu schicken — bin schon in Ordnung.“

Heute abend machte ich meine Schulbücher auf — der erste Schritt zur Kriegsakademie, zum Generalstab ward gethan.

Will's Gott, glückt's. Führe mich nicht in Versuchung. Du bist klüger als ich und du weißt ganz genau, daß eine ordentliche feste Versuchung es nicht sehr schwer hat bei mir. Wenn sie auch kein Stück Seife an mir findet, so doch auch keinen Felsen.

Den .. Dezember.

Ich habe drei Tage kein Wort geschrieben, aber heute benutze ich eine freie halbe Stunde zu einigen Zeilen. Ganz merkwürdig, wie sehr man sich an diese regelmäßige Selbstbespiegelung, diese stumme Aussprache mit seinem besseren, ruhigeren Selbst gewöhnt. Es waren drei gute Tage: ich habe Dienst gethan, solide diniert im Kasino, abends gearbeitet. Bei mir prächtig soupiert — denn mein geliebtes Muttchen hat mir trotz der nachfolgenden Postkarte die zwanzig Mark geschenkt! Die Geliebte! Gute!

Mir fiel ordentlich der alte Vers der ungarischen Sage ein, den ich variierte auf meine Verhältnisse:

„Weiblein alt, Weiblein alt,
Gib die zwanzig Mark mir bald,
Sonst nehm' ich sie mir mit Gewalt!"

und wie sie mir so ohne Zorn alles gab —

„Nimm hin, nimm hin,
O Söhnchen mein,
Es soll dir gern
Vergunnet sein!"

So bin ich auf einmal ein reicher Mensch geworden. Den 25. Dezember und fünfunddreißig Mark in der Tasche. Denn Gravis lehnte lachend ab, als ich ihm die zwanzig Mark bringen wollte von Muttchen.

„Muß ja nicht gleich sein, Arnoldchen. Ich brauch' sie nicht." Und weiter von der Güte des Menschen! Ich muß noch ein Wort beisteuern: „Ich werde Ihnen alle 20. des Monats zwanzig Mark borgen. Sie geben mir alle 3. oder 5. die zwanzig Mark wieder. Und so fort — bis an unsres Lebens sel'ges Ende," sagte Gravis. Wir lachten und ich drückte ihm die Hände und sagte nicht nein! Konnte es nicht. Es war ein entzückender Abend, wenn nur die Frau nicht so dagesessen hätte. Sie ist so fascinierend schön — aber kein Lot Fleisch.

Sie sind wundervoll eingerichtet, eine bildschöne Wohnung in der Kleiststraße. In unsrer alten Garnison habe ich immer nur Gravis' Arbeitszimmer gesehen. Aber dies hier ist eine Flucht von Zimmern — fürstlich. Sie hatte rote Seide an und rotseidene Strümpfe — und Füße wie ein fünfjähriges Kind, ich staunte immer darauf hin, was sie bemerkte, aber verzieh. Ihre Haare waren sehr sonderbar frisiert. Tausend Löckchen, hoch oben am Kopf wie eine Tulpe zusammengedreht, aber es kleidet sie, wenn man über die erste Ueberraschung weg ist. In ihrem Benehmen ist sie auch sonderbar und sehr komisch. Ich erlaubte mir (nach dem Diner!) ihre wunderbare goldrote Haarfarbe zu bewundern. Was soll man denn mit schönen Frauen zuerst sprechen?

Da sah sie mich mit ihren riesigen Kinderaugen ganz kind-

lich an und sagte mit ihrem feinen Stimmchen: „Ach, das ist nicht von selbst so, das mach' ich. Es ist von Lohse."

Na — ich kam aus der Provinz, und starrte sie etwas tragisch an, denn sie lachte mir ins Gesicht. Sie war übrigens hoch bis an den Hals zugeknöpft und hatte gegen die Mode Aermel bis an die Fingerspitzen, die etwas von Katzenkrällchen hatten. Sie mag wohl Ursache haben für die Zugeknöpftheit. Sicher kein Grübchen im Ellbogen. So was von Schmalheit und Flachheit. Und klein ist sie auch. Ich mag die kleinen Frauen nicht. Ich glaube, wenn man diese bildschöne Elfe, genannt Ziska Gravis, so recht feste an sich drückte, der bräche man alle Rippen. Danke.

Den .. Januar.

Ich habe lange nicht das einst so gepriesene Vergnügen gesucht, mich selbst in diesen Blättern zu bespiegeln. In mir und um mich war nicht viel, was der Bespiegelung Reiz gegeben hätte. Gegen Geldmangel ist sie wertlos. Ich richte mich, weiß Gott, ein, wie ich kann — und komme aus den bittern Sorgen nicht heraus. Berlin ist ein maßlos teures Pflaster. Oder versteh' ich's nicht? Ich habe 'mal einen Kameraden von der Infanterie gekannt, der hatte zwanzig Thaler monatlich, alles in allem, und der unterstützte noch seine Schwester und machte Reisen in die Schweiz davon. Allerdings ist er im Irrenhaus jetzt. Aber doch wohl nicht deswegen — nur trotzdem.

Das kann sich kein Mensch vorstellen, der das Glück hat, in einer kleinen, bescheidenen Garnison zu stehen, die im Einklang ist, in ihrer öden Bescheidenheit, mit seinen Verhältnissen, wie weh es thut, in dieser himmlischen Kaiserstadt sein Leben fristen zu sollen. An jenen tritt die Qual der Versuchung kaum heran. Sein höchstes Leid ist die Langeweile. Aber an uns! Uns arme Kerls, die der Allerhöchste Befehl an Stellen sendet, wo des Lebens Reize zusammenströmen und wo man selbst mit trockenem Munde, schmachtend nach dem goldhellen Trank, dabei steht. Das hat's in sich.

Ich bin oft ganz ratlos. Entsetzt fahre ich oft im Schlafe auf, wenn ich denke, daß der erste Schritt in den Abgrund gethan ist: bei kleinen Handwerkern habe ich anschreiben lassen!

In einem Moment des Wahnsinns habe ich nicht auf den Generalstab gewartet, sondern mir den heißersehnten Pelzmantel

auf monatliche Abzahlung von zwanzig Mark entnommen. Auf lange Monate also zwanzig Mark fürs tägliche Leben weniger. Ich habe Ziska Gravis zum Neujahrstage einen Korb mit roten Rosen geschickt. Sie mag alles Rote so gern. Nur nicht die roten Kragen. Die schwarzen sind „entzückend viel vornehmer“, sagt sie in ihrer kindlich-koketten Sprache. Und Gravis, der beste Mensch, mag es so gern, wenn man sein kleines, kindisches Weibchen bewundert. Gott! könnte ich dem Menschen 'mal mit meinem Blut, wenn's sein muß, helfen aus irgend einer Not! — Die roten Rosen waren entsetzlich teuer und legten mir manche Einschränkung auf. Aber die süßen, kleinen Frauen mögen Blumen so gern. Ein schlapper Kerl, der nicht mit Wonne einige Tage etwas weniges darbt, wenn er einer schönen Frau, die ihn verwöhnt, dafür ein paar Rosen zu Füßen legen kann.

Aber sie berauscht mich nicht. So wenig wie Mieze Salewski, die ich nicht heiraten kann! (Wenn ich an ihn denke, ist mir's ein Stich ins Herz!) Franziska hat kein Grübchen und ihr Mund ist nicht so „muschelhaft schön“ (der Ausdruck ist von Brenken), wie ich's mag! Nun, das ist auch ein Glück! Mein guter, bester Gravis, mit deinen so unentbehrlichen, so schwer auf mir lastenden zwanzig Mark; nein, dein Weib ist mir in alle Ewigkeit ungefährlich, auch wenn ich so niederträchtig wäre, sie nicht für heilig zu achten.

Wenn ich nur wüßte, wie ich meine kleinen Rechnungen begleichen soll! Bei Frau Schulz habe ich zehn Mark für Hemdenwäsche. Entsetzlich! Wie man da liebenswürdig und ritterlich und gefällig gegen die dicke Waschfrau sein muß! Ich trage nämlich seit einiger Zeit nur „ganze Hemden“, das heißt angenähte Manschetten. Frau Ziska zog neulich mit ihren duftenden Katzenkrällchen meine schlecht angeknöpfte Manschette mir halb über die Hand. Sie fiel zu Boden. Die schöne Person lachte, als wolle sie ersticken. Das war zwar übertrieben. Und dann sagte sie grausam: „Warum sparen Sie so, Herr Lieutenant Meister? Ich möchte keinen Menschen mögen, der so auf seiner Waschrechnung hat: ‚zwölf Manschetten und das Hemde‘. Gravis, der dabei saß, lachte Thränen über meine Verlegenheit und erklärte ihr, daß sie Unsinn spräche. Sie reichte mir dann das Katzenkrällchen zum Küssen und versicherte mir, daß ich das halten könnte, wie ein Dachdecker, das heißt wie ich wollte! Ihr Vater, der selige Graf von Thyrnisch-Wendehof, hätte von seinem achtzehnten

bis achtzigsten Jahre angeknöpfte Manschetten getragen und sei der eleganteste und sauberste Herr gewesen.

Nur einmal ein einziges Jahr aus dem Vollen leben! Keine Rechnungen, alles bar bezahlen können! Wie soll es enden? Schade um die schöne Jugend! Ach, wer da oben säße in der kleinen, miserablen Garnison, der kann essen, anziehen, leben wie er — kann. Nicht wie er möchte. Wie schafft man sich nur Geld: so einige tausend Mark? Hilf Himmel! Welch köstliches Aufatmen muß das sein! So alles begleichen zu können, ehe man die Mahnung bekommt — zu Neujahr Rosen streuen zu können, ohne selber Notwendiges zu entbehren.

Salewskis Haus ist mir verschlossen. Mir thut's bitter weh. Aber ich begreife wohl, es kann nicht anders sein. Das Mädchen liebte mich, wie es scheint, wirklich. Diese Thatsache läßt mich nun kalt genug, denn Frauenliebe ist ihnen nicht lebensgefährlich (manchmal aber uns!). Aber der Oberst! der gute, gütige Mann — er hat sich getäuscht in mir. Er hat mir ein großes Glück verschafft, aus der kleinen, elenden Garnison nach Berlin zu Seiner Majestät Garde zu kommen — und ich kann nicht danken. Ich hörte neulich, daß er sich sehr ausweichend über mich geäußert haben soll. Das that mir weh. —

Den .. Februar.

Gravis' alter Vater, der im Elsaß ein Gut hat, ist erkrankt und Gravis soeben abgereist. Ich brachte ihn zur Bahn. Als er schon im Coupé saß und mit seinem sorgenvollen, treuen Auge in das Menschengewühl des Friedrichstraßenbahnhofs blickte — er liebte seinen Vater unbeschreiblich — reichte er mir plötzlich eine sehr elegante Brieftasche hin: „Dein Geburtstag kommt ja in diesen Tagen — mein alter Arnold. Ich bin dann nicht da und möchte dir vorher ein kleines Angebinde geben. (Wir nannten uns seit jenem ersten Diner: du!) Und dann, du bist ja ein vernünftiger Mensch und wirst nie glauben, daß dein bester Freund dich beleidigen will — aber sieh 'mal, du schlägst dich so brav durch, ich leb' aus dem Vollen — und wer weiß, wie lange ich bleiben muß — im schlimmsten Fall würde mich die Ordnung der Geschäfte, die Auseinandersetzung mit den Geschwistern lange fern halten — ich könnte dann unsre lebenslängliche Uebereinkunft nicht pünktlich inne halten," sagte er lachelnd, „und habe die bewußten

zwanzig Mark für drei Monate da im voraus hineingelegt." (Ich trat unwillkürlich einen Schritt zurück.) „Arnold, Junge, du wirst mich nicht beschämen," bat er, und die lichte Röte stieg ihm in die Stirn, „es ist ja nicht geschenkt! Und warte nur: umsonst ist der Tod. Ich habe noch einen großen Dienst von dir zu erbitten, den kein Gold der Welt lohnen kann, einen Liebesdienst. Davon zuletzt! Und dann, guter Kerl, ich hab' keine Ahnung, was du dir wünschest zu deinem Geburtstag, also, wir sind ja nicht sentimental, ich habe da eine Kleinigkeit in die Tasche gesteckt. Kauf dir selbst was in meinem Namen, oder laß Ziska kaufen. Recht was Unnützes, alter Freund, recht was Unnützes, was dir Vergnügen macht, rechtes Vergnügen!"

Ich stand, wie vor den Kopf geschlagen. Gott weiß, so recht froh macht mich das viele Geld nicht; denn für meine Verhältnisse ist es viel, hundert Mark auf einem Brett, und zu meinem Geburtstag kommen noch zehn Mark von Muttchen.

„Was ist das für ein Dienst, Wilhelm?" brachte ich mühsam hervor, während ich seine Hand mit meinen beiden drückte.

„Nimm dich meiner Ziska an!" sagte er lächelnd. „Sieh 'mal, das Kind ist jetzt allein, und unbeschützt darf es nicht sein! Eine Gesellschafterin wollte sie nicht. Gegen ihren Willen kann ich ihr keine oktroyieren. Da bist du nun! Ich kann mir ja denken, daß du am Ende deine Abende oder Tage besser anwenden könntest, aber du thust mir einen Gefallen! Ich weiß die kleine extravagante Unschuld dann in vernünftigen Grenzen gehalten."

Ich konnte ihm für sein Vertrauen nur mit einem Blick und einem Winken der Hand danken, rasch vom Trittbrett des Zuges springend, der sich in Bewegung setzte.

Als ich nach Hause kam, traf ich Frau Schulze — mit frischer Wäsche für mich auf dem Arm. Ich lud sie freundlich ein, bei mir einzutreten und ließ mir in ihrem amüsanten Berlinisch kleine Skandalgeschichten erzählen.

Ein schönes Gefühl, mit dem ich dann sagte: „Liebe Frau Schulze, ich möchte meine Rechnung begleichen."

„Aber das hat ja Zeit, Herr Lieutenant, ich bitte ergebenst. Das macht mir ja Freude, wenn Ihnen die Wäsche gefällt; ich könnte auch gar nicht auf die zwanzig Mark herausgeben. Nein, nein, das hat lange Weile, Herr Lieutenant!

Gott, wenn mich alles Geld so sicher wäre! Wenn's der Herr Lieutenant 'mal sehr dicke haben —"

Die Frau griff nach meiner Hand, und ich war sehr gerührt. Wieder einen guten Menschen getroffen! Das freute mich am meisten dabei, und ich hatte das Gefühl, daß es der guten Dicken eine wirkliche Wonne war, mir die Hemden umsonst zu waschen. Ja, mit der Wohnung hab' ich Glück gehabt. Das Geld beschloß ich für sie apart zu legen, um ihr im Moment nicht das stolze Vergnügen zu nehmen, mir einen Gefallen zu thun. Solche Leute haben oft so zarte, feine Empfindung.

Den . . Februar.

Ich bin eben nach Hause gekommen von einem äußerst gemütlichen, geradezu interessanten Abend. Ich war bei Gravis' Frau. Mir war ganz würdevoll als väterlichem Beschützer. Ich muß sagen, daß ich ganz erstaunt war, an der kleinen Person eine neue Seite zu entdecken, eine Seite, die einen tiefen, schönen Ton gab und meine Vermutung, es mit einem oberflächlichen Geschöpf zu thun zu haben, gänzlich über den Haufen warf. Wie lieb und reizend sprach sie über ihren Mann! Wie fein hatte sie ihn studiert, wie sehr seine unaussprechliche Güte empfunden! Lange Zeit unterhielten wir uns über ihn und ergänzten unsre Empfindungen für den Guten.

Sie war ganz aus ihrer sonstigen naiven, koketten Sprache heraus und in einen andern edlen, feinen Ton hineingekommen.

Dazu ihre kinderhafte Schönheit, ihre harmlose Art, sich gegen mich gehen zu lassen, der Zauber dieser reichen Umgebung, das Rauschen ihrer seidenen Schleppe (sie trug immer Schleppen, um ein wenig größer zu erscheinen), der feine Duft eines persischen Räuchermittels, das Knistern der Eichenklötzchen in dem kleinen Kamin, im Hintergrunde der Seele das Gefühl, für lange Zeit keine Geldnot zu haben, geliebt und geehrt zu werden und das Vertrauen zu verdienen!

Mensch sein heißt ein Kämpfer sein, aber es gibt am mühevollen Sandwege des täglichen Lebens für den, der entbehren muß, immer nur entbehren, Ruhebänke, wo Leib und Seele einige Minuten ausruhen dürfen, ehe Gott ihm befiehlt: Stehe auf und ziehe weiter, in Hitze und Staub. Auf solch einer Ruhebank sitze ich in dieser Zeit, in den Stunden, wo ich die reizende und kluge Frau meines besten Freundes beschütze und begleite.

Die Kameraden beneiden mich. Ich habe ihr schon mehrere vorstellen müssen.

Oelsen auch. Er beängstigt mich etwas — denn sie ist sein Gout. Manchmal weiß ich gar nicht, wie ich ihn ihr fern halten soll. Zum Glück ist ihr eigenes Wesen so vornehm und taktvoll gegen ihn, daß mir meine Mentorrolle nicht zu schwer wird.

Ich hoffe, Gravis wird mit mir zufrieden sein.

Sie wenigstens sagte neulich abends, als wir am Kamin saßen, es war gerade Aschermittwoch und sie hatte Sekt kalt stellen lassen und, o Wonne der Genüsse, frische Ananas dazu, auf einen Krystallteller mit Blumen vermischt — sie sagte, daß kein Mensch so wie ich ihr väterlicher Beschützer sein könne. Sie fürchte sich ordentlich vor meinem ernsten Blick. Ruhig und fein ist jetzt ihr ganzes Wesen. Nur zuweilen, wenn sie mich still und mit ruhigem Ausdruck betrachtet, beunruhigt mich ein seltsames Etwas in ihrem Gesichtchen. Ich kann's nicht herausbringen.

Den . . Februar.

Ich lese eben eine Geschichte, eine sonderbare Geschichte, die mich sehr an diese Zeit mit Ziska Gravis erinnert. „Der Stellvertreter" heißt sie. Und auf einmal sehe ich klar über den Ausdruck, den seltsamen, nachdenklichen, ernsten, den ich nicht verstand. Gott wird das nicht wollen — das darf nicht sein! Alles, nur das nicht! Sie hat ein heißes, fast wildes Temperament — das weiß ich schon — Gravis ist sechzehn Jahre älter als sie. Ich bin gewiß schwach und eitel, aber hier — dies — o Gott, führe mich nicht in Versuchung! Von Erliegen ist gar keine Rede. Da bin ich ein Fels! Aber sie! Sie darf auch nicht erliegen! Wie sollte ich ihm beweisen, wenn er wiederkehrt, daß ich ihm nichts, gar nichts genommen, ihn keine Sekunde getäuscht? Ganz abgesehen davon, daß sie nicht jenen Reiz für mich hat, den man Versuchung nennt. Ganz äußerlich, auf Minuten möchte es ja sein, man ist jung und gesund und es ist berauschend, geliebt zu werden. Still! Ums Himmels willen, still!

Wenn er doch nur erst wiederkäme! Jetzt sind es vier Wochen, daß er fort ist. Sein letzter Brief versprach noch keine Rückkehr. Mit seinem alten Vater geht es so sehr verschieden. „Tagelang glaubt man ihn über den Berg zu haben,"

schreibt er, „und dann wieder sitze ich nächtelang an seinem Bett, weil jede Stunde das Tröpfchen Lebensöl verzehrt haben kann.“

Den . . März.

Heute habe ich Frau Gravis die ersten Veilchen gebracht. Sie hatte mich zu Tisch gebeten. Eine sonderbare kleine Person: so außerordentlich belesen, so klar und rasch im Denken, so (glaube ich) tief und intensiv im Fühlen, und doch — ich kann mir nicht helfen — so geschaffen für die Bühne. Sie kann sich so fabelhaft beherrschen, wenn sie will. Gott gebe, daß sie es immer will!

Den . . März.

Dienst bis zwölf Uhr. Unannehmlichkeiten in meiner Batterie. Drei Arreststrafen und mehr. Rapport bei Salewski. Er war der Kommandeur von Kopf bis zu Fuß.

„Sie werden besser thun, Herr Lieutenant, sich hier firm in Ihren täglichen Dienst einzuleben, ehe Sie weiter streben! Lassen Sie die Kriegsakademie noch einstweilen beiseite und suchen Sie meinen Forderungen zu genügen. Ihr Hauptmann ist nur mäßig befriedigt von Ihren Leistungen; bei Ihnen allein, Herr Lieutenant, passieren solche Sachen, die Sie selbst hier vortragen müssen.“

Es war nicht der Fall. Ueberall passierte dergleichen. Ich selbst hatte Golz neulich „solch eine Sache“ in seiner Batterie mit Schreiberei und Anstrengungen in fliegenden Nachtstunden in Ordnung bringen helfen. Und der Hauptmann Graf Kerski! Dieser kleine, schwarze, boshafte Krittler, der alle Sonntage, wenn er irgend dienstfrei ist, in den Dom rast, nur um ein Zipfelchen des Allerhöchsten Hofes zu sehen, und Gott geb's! gesehen zu werden, dem ist der einfache Lieutenant Meister bei der Garde, der Bürgerliche, der Pfarrerssohn ein Dorn im Auge. Mein Kamerad unter ihm, Freiherr von Deppen-Holst-Egelstein, das dümmste L . . . . der Erde, ist sein enfant gâté, „seinesgleichen“ nennt er den Schafskopf. Daß der mich nicht mag, weiß ich.

Aber hier, vor dem Oberst, hatte ich zu schweigen. Ich sah ihm indes so gerade und stolz in die Augen, daß er sich (o! ich merkte es wohl) abdrehte und ans Fenster trat, während ich dachte: Ja, ja! Wenn ich jetzt um Gehör bäte bei dir und um die Hand deiner Mieze werben thät', aus welch andrer Tonart würdest du pfeifen!

Am Fenster stehend, ohne mich anzusehen: „Sie verkehren viel bei dem Hauptmann Gravis, der hierher kommandiert ist zur Zentralturnanstalt?“

„Jawohl, Herr Oberst.“

„Der Hauptmann ist auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Trotzdem sind Sie jeden Abend fast bei seiner Frau.“

Ich sah ihm einen Augenblick nur mit einem Blick ins Auge, der da sagte: Das geht dich gar nichts an. Auch das fühlte er. O, ich kenne ihn!

„Mein Freund Gravis bat mich darum, der Schutz und Begleiter seiner Frau sein zu wollen während seiner Abwesenheit.“

„Ah — ah so!“

Der gute Oberst erzwang ein Lächeln. „Nun, mein lieber Meister — hm — die Frau Hauptmann Gravis soll ein Unikum von Schönheit sein — hoffentlich ist es nicht dies Beschützeramt, was Sie nachlässig im Dienst macht!“

Es war keine direkte Frage.

Ich sah ihn nur an zur Antwort. Er verstand. Noch immer ließ er mich dastehen, die Hand am Säbel. Er hatte augenscheinlich noch etwas.

Plötzlich trat er ziemlich nahe an mich heran.

„Sehen Sie, Meister, mir thut's leid um Sie.“

Ich richtete mich stolzer auf. Dies war ein häßliches Wort.

„Ich habe Sie mir nachgezogen und glaube fast, ich that unrecht, in Ihr Schicksal eingreifen zu wollen. Na, ich meinte es gut.“

Ich stand im Dienst vor dem Kommandeur. Ich hatte zu schweigen. Wenn ich auch gern seine Hand genommen hätte und gesagt: Lassen Sie uns ehrlich, als Männer miteinander reden.

Soviel ich bemerken konnte, war er von Ungewöhnlichem bedrückt. Gern hätte ich gefragt: Was gibt's? Kann ich helfen? Mit Leib und Seele steh' ich zu Ihnen!

Das Reglement verbot es.

Endlich kam's von selbst.

„Ich hätte Sie gern gebeten, heute bei uns zu essen. Leider ist meine Tochter elend. Ich weiß nicht, was es ist — sie siecht so hin.“

Jetzt galt es.

„Luftveränderung wäre wohl das beste, Herr Oberst.

Italien vielleicht. Das nordische Klima bekommt Fräulein von Salewski nicht gut."

„Meinen Sie? Ich will's überlegen. Also bitte, Herr Lieutenant, seien Sie zuverlässiger im Dienst. Noch eins: Man sieht Sie öfter mit den Baronen Oelsen und Brenken — die Herren sind sehr reich. Sie sollen dem Hazard nicht abhold sein, und Sie —"

Frage oder nicht — ich sprach. Ich mußte.

„Herr Oberst, mein Verkehr mit Oelsen und Brenken ist sehr lose. Ich spiele grundsätzlich nicht. Meine Mutter ist zu arm und zu gütig, um einen leichtsinnigen Sohn haben zu können."

Er gab mir die Hand und seufzte, indem er mich in der üblichen Weise entließ.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant."

Der Seufzer that mir weh. Er galt seinem häuslichen Kummer, und ich konnte nichts thun, das gute Antlitz aufzuhellen. Es ginge wohl — aber es geht nicht.

Den . . März.

Mitten in der Nacht. Ich stehe aus dem Bett auf, weil mir etwas einfällt. Wäre es nicht am Ende ein Glück, wenn ich die Mieze und ihr Geld heiratete! Weil sie es doch durchaus wollen! Thun nicht dergleichen so viele? Laß fahren die Liebe. Halt's mit dem Ehrgeiz! Und sie hat Geld — Geld! Wenn der Oberst meine kleinen, miserablen Schulden wüßte!

Es muß furchtbar sein, die Selbstachtung nicht bewahren zu können! Furchtbar, über den guten Glauben andrer an uns lächeln zu müssen.

Daß der Oberst und vielleicht auch andre mein häufiges Zusammensein mit der schönen und auffallenden Ziska Gravis für sehr zweideutig halten, hätte ich mir eigentlich denken müssen. Aber, lieber Himmel, wenn man reinen Herzens ist, dann ist man auch einfältig.

Morgen schicke ich der armen kranken Mieze ein Blumenkörbchen.

Den . . April.

Bismarcks Geburtstag. Ich habe ihm eine Mark geopfert und mir ein sehr gutes Bild (Photographie) von ihm gekauft. Seit vierzehn Tagen ruht das Tagebuch. Sonderbar eintönig rinnt oft die Zeit in dieser herrlichen Kaiserstadt. Das Wogen

und Brausen der Metropole, ich habe nicht viel davon gemerkt. Ich habe mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit meinen Dienst gethan und Frau Gravis beschützt und begleitet, dabei trotz des Obersten Meinung gearbeitet für mein hohes Ziel. Ein russischer Lehrer war bald gefunden. Er that es für ein übriges, das heißt sehr billig, denn ich habe nicht viel übrig. Krampfhaft fest halte ich die hundert Mark von meinem guten Gravis. Freilich sind's nur noch sechzig! Aber immerhin — noch bin ich reich, obwohl ich meine kleinen Fünfmark-Rechnungen beglichen habe.

Denselben April. Nachts.

Eben komme ich zurück von der unglücklichen Frau! In acht Tagen kommt Wilhelm. Sie zeigte mir den Brief.

Und kreidebleich war sie dabei. Ich las ihn.

„Das ist schön! Das ist gut!" rief ich strahlend vor Freude, „ich habe ihn namenlos vermißt."

„Verzeihen Sie einen Augenblick," sagte sie mit sonderbarem Lachen, „ich muß noch einen Befehl in der Küche geben. Mögen Sie lieber Krebsschwänze, oder Hummer in Ragout?"

„Wenn ich bitten darf, Krebse," lachte ich auch — überrascht, freudig überrascht über ihre harmlose Heiterkeit.

Hatte ich eitler Thor doch schon fast geglaubt, daß sie ein Pendant zu Mieze Salewski bilden wolle.

Und da! Und nun!

O, Gott im Himmel! — sie war noch nicht an der Thür — dicht daran stand ein ganz niedriger Sessel, ein sogenannter Faulenzer — breit, niedrig, lang. Ich sah sie gehen — wanken — mit den kleinen Händchen tasten, wie ein blindes Kind — und mit einem leidenschaftlichen Aufschluchzen, die Hände in ihrem dicken Haar krampfhaft haltend, da niederfallen und das Gesicht in die seidnen Polster drücken, als müsse sie da hinein beißen, um nur irgend etwas zu thun, eine unnennbare Qual zu betäuben!

Und wer hätte anders gethan, als ich? Neben dem schluchzenden Geschöpfchen sein, sie umfassen, die großen Kinderaugen mit meinem Taschentuch trocknen von ihren wie Bäche strömenden Thränen, war das Werk einer Sekunde.

„O, Gott! o, Gott! liebe, liebe gute Frau, was ist — was kann ich thun?"

Und sie legte ihr Gesicht auf meinen Arm und weinte

den Aermel naß, während ich geistesabwesend, ratlos die Hand auf ihre Locken legte.

„Ziska — Frau Gravis!“ Sie schrie auf wie ein Kind, das eine Nadel sticht.

„Ziska — nehmen Sie sich zusammen — gnäd'ge Frau! Was soll denn draus werden — was machen Sie denn für Kindereien?“

„Ach — du! Ach du! Du sprichst und lachst und sagst Kindereien! — Du bist grausam — dir ist's egal —“

„O nein, o nein, aber liebe Frau Gravis —“

„Still! Sag das nicht! Ich bin nicht seine Frau. Ich will nicht seine Frau sein! Ich liebe dich, Arnold, ich liebe dich, wie ein Hund seinen Peiniger, seinen Herrn!“

Ich zuckte zusammen und stöhnte, mein Haupt gegen ihr Haar drückend, in namenlosem Zwiespalt.

Und dennoch! Auch jetzt! Vor dir, Gott, und dir, meine alte Mutter, kein Gedanke, kein Wunsch, keine Sehnsucht, die meinem Freund und Bruder zu nah getreten wären und sein heiliges Vertrauen getäuscht hätten! Keine Versuchung für mich.

Mochte auch das jugendliche Blut sich lebhaft rühren, mochte es mich auch treiben, das schluchzende, leidenschaftliche Geschöpf in meine Umarmung zu reißen — es war lange, lange nicht stark genug, um meine Verehrung für Wilhelm umzuwerfen, mich zum Schuft zu machen! Und selbst, wenn ich das Kind in die Arme nahm und küßte und liebkoste — nun — wahrhaftig — ich küßte und liebkoste dann ein thörichtes, krankes Kind — aber niemals das Weib meines Freundes. Ich kann's keine Versuchung nennen.

Es ist so furchtbar in jedem Fall, es liegt etwas elend Machendes, etwas Demütigendes in jedem Fall darin, einem Weibe, das uns liebt, das sich schwach gegen uns zeigt, das so zu sagen in ihrer Qual die Hülle von ihrem Fühlen sinken läßt, vertrauend, hilflos, diesem Weibe mit kaltem Herzen, kaltem Blut gegenüber zu stehen. Brenken und Oelsen und Golz und noch andre sagten neulich, das sei unmöglich, wenn das Weib schön sei. Mir ist's auch nur diesmal so geschehen, ich bin sonst so heißblütig und leichtsinnig, die Kameraden nennen das schneidig, wie jeder andre; aber hier, anvertrautes Gut, eines Menschen Höchstes, veruntreuen, es war mir so ungeheuerlich, daß ich fast lächeln mußte. Denn da hörte die Versuchung als solche absolut auf.

Solche Gedanken zogen rasch durch meinen Geist, während ich verstummt, mit gesenktem Haupte neben ihr stand. Sie weinte nicht mehr so wild, aber sie saß da, die Kinderhändchen auf dem Knie, ganz leise schluchzend und recht wie ein Kind das Taschentuch drehend.

Mir that das Herz weh vor Mitleid.

„Seien Sie stark," bat ich leise, „denken Sie an Gravis, er ist mein bester Freund, Ihnen ein so liebevoller Gatte. Das Unglück, wenn es ein solches ist, soll uns kein Grund sein, schlecht und niederträchtig zu handeln —"

„Das Unglück! Ja!" Sie sprang auf, daß ihre Seide und ihre Armspangen rauschten und klirrten — mit ihren beiden glühenden Händen umschloß sie meine willenlose Hand — „ich will alles thun, was du befiehlst, Arnold, alles will ich tragen — für dich, mit dir — nichts will ich von dir haben — nichts auf Erden — wenn du mit mir trägst — wenn du auch unglücklich bist — wenn ich in meinem kummervollen Herzen den Glauben hegen darf, daß du mich liebst!"

Ich entzog ihr leise meine Hand. Es stieg mir schwindelnd auf zur Stirn. Was sollte ich thun? Diesen flehenden Augen sagen: Nein! Ich konnte mir ja halb und halb denken, daß sie solch ein Geständnis gemeinschaftlichen Elends stark und todesmutig machen würde in ihrem phantastischen Herzen. Denn — meine Hand ins Feuer — es war viel, viel mehr ihre glühende, blühende Phantasie, als ihr Blut, was diesen furchtbaren Roman zu spielen wünschte.

„Ersparen Sie mir die Antwort," bat ich bedrückt, „und wenn ich Sie auch liebte — mehr, als mein Leben — nicht mehr, als meine Ehre — nicht mehr, als Wilhelms Ehre — und die — Ihrige, meine teure Ziska," schloß ich tief erregt, und als sie so bang, so erregt ihr Gesichtchen auf meine Hände drückte und ich doch vorher sah, daß ein glänzender Strahl von Glück darüber flog, da sie gehört hatte, was sie zu hören wünschte — da fügte ich sehr ernst und sehr kalt hinzu, was ich als Wegweiser für mein ganzes Leben zu haben wünsche: „Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes — des Andern Ehre." Dann aber machte ich mich entschieden los und ging.

Vor der Hausthür rannte ich in meiner begreiflichen Erregung an einen kleinen Kerl an. Es war Graf Kerski, mein Hauptmann. Der Blick dieses Menschen — das Ausweichen

war wie ein Schlag ins Gesicht. Dergleichen vertrage ich nicht. Ich erwiderte den Blick, und da ich mich einer stattlichen Länge erfreue und der Herr Hauptmann nur klein geraten sind, so war der meine vielleicht ungewollt viel beleidigender. Ich blieb stehen in dienstlicher Haltung. Er sagte heiser: „Ich erwarte Sie morgen zwölf Uhr im Meldeanzug, Herr Lieutenant Meister."

Zu Hause angelangt, fand ich sehr unangenehme Briefe vor. Rechnungen! Die Leute schienen Angst zu bekommen um ihre paar Mark. Ich muß durchaus neue Wäsche haben, einen Ueberrock brauche ich ebenfalls hochnötig — eigentlich alles. Ich hätte doch nicht auf Golzens Rat hören sollen und mir Civil anschaffen. Er meinte, es sei unumgänglich nötig. Man mache sich lächerlich, wenn man in dunkler Nacht in Uniform rumliefe. Auch schone man die viel teureren Uniformstücke. Jedenfalls drängt mich nun der Schneider mit umgehender Bezahlung, da er selbst größere Zahlungen — na, man kennt das.

Ich sitze hier allein zu Hause. Ich glaube wohl, mich hungert, aber Knopf ist nicht da, er bringt die Stiefel fort, die neuen, denn sie sind ganz verpaßt. Das gibt wieder Schererei, und schließlich heißt es doch bezahlen! Alles Häßliche steigt vor mir auf. Die Rechnungen, die Schulden, die Entbehrungen, der Oberst mit seinem Groll und seiner reichen Tochter — wenn ich sie heirate, hat alle Not ein Ende (dies furchtbare Wenn!), der wütende Kerski, die unglückliche, kindische Frau, die keine Ahnung zu haben scheint, was sie thut, Wilhelm, der Gute, Treue, vor dem sie sich vielleicht nicht genug zusammennimmt, ihr fester Glaube, daß ich sie heimlich liebe, daß ich also ein Schuft, ein Verräter, wenn auch wider Willen sei, des unglücklichen Mannes Ankunft. Würde ich nicht aussehen, wie das böse Gewissen? Konnte ich anders? Mein Muttchen, die so stolz ist auf ihren Arnold, daß sie sich die lumpigen zwanzig Mark vom Munde abdarbt, und was sind mir diese! Ein Tropfen! Und dabei verbieten mir die Menschen noch die einzige Genugthuung und Freude, die ich habe, in diesem elenden, gehetzten Leben — das Streben, das Arbeiten. Meinen Kommißdienst, den täglichen, soll ich nur ordentlich erst 'mal thun — und das Streben nach der Kriegsakademie vorläufig aufstecken.

Die einsamen Abende dasitzen und über den Dienst nachdenken, ohne Geld in der Tasche, ohne Hoffnung, arbeiten

und auf Erfolg rechnen zu dürfen! Hungrig und durstig, physisch und moralisch! Ja — Mensch sein heißt ein Kämpfer sein!

Herr Gott! der Wilhelm! Die Frau! Seine Frau! Wenn sie ihm sagt, daß ich sie liebe — ihr ist alles zuzutrauen.

Eben kommt Knopf zurück. Gottlob! der Schuster, der brave Mensch, hat die Stiefel zurückgenommen und macht mir andre. Ich bin sehr zufrieden und muß fast lachen über das weibische Klagegeheul in dem Tagebuch — alias Selbsterkenntnis! — und der alte Vers, ich glaube, er ist von Martin Luther, fällt mir ein:

„Widersacher, Weiber, Schulden!
Ach, kein Ritter wird sie los!“

Dieser Vers wäre für meine heutigen Ergüsse ganz genügend gewesen.

Habe soeben opulent soupiert. Knopf, der aussieht, wie das leibhaftige gute Gewissen (der Glückliche!) hat mir herrlich serviert. Frau Schulze spendete Kartoffeln.

Mir ist besser. Immer feste mit eherner Stirn gegen die Widerwärtigkeiten, wenn man nur ein reines Gewissen vor Gott und sich selbst hat. Freilich, die Kleckerschulden sind häßlich. . . . Dabei fällt mir Kurtchen Brenken ein, der vom Kaiser Franz-Regiment, mit seinem schönen, sorglosen Gesicht, wie er mir auf eine ähnliche laute Aeußerung über die Herrlichkeit des eignen Bewußtseins freundlich erklärte: „Brav, meine liebe Bombe, aber das gute Gewissen ist ein so bequemes Ruhekissen, daß man vor Langerweile schließlich nicht mehr darauf einschlafen kann!“ Wenn der Mensch recht hätte!

Eigentlich hätte ich noch Lust auszugehen. Ich glaube, die beiden Glas Echtes, die mir Knopf holte, haben mir neue Frische gegeben. Die Ziska hatte mich wahrhaftig ganz elend gemacht.

Aber Brenken hin, Brenken her. Ich bleibe doch dabei, das reine Bewußtsein ist doch was Schönes. Ja, ja, wenn nur die Rechnungen nicht wären! Ich glaube, bei der Schulzen habe ich schon zwanzig Mark! und nur noch dreißig im Portemonnaie!

Jetzt werde ich mich in mein hochfeines Civil stürzen. Der hohe Hut kleidet mich „schön“ (die dicke Frau meinte das neulich), Brenken und Oefsen tragen immer Cylinderhüte, Golz

nicht, und die Ziska findet, er sieht immer unelegant aus. Heute gehe ich auf Abenteuer! Vollständiger Umschwung der Stimmung! Ob ich nicht mit Wilhelm sofort ehrlich und herzlich rede! Ob er mir nicht glauben muß? Sicher! Und mich doppelt achten? Sicher! Allem Peinvollen begegnete ich damit mutig von vornherein; klar und rein wär's zwischen ihm und mir!

Und auch zwischen ihm und ihr?

Und sein Vertrauen in sein Weib?

Seine Liebe und ihre Ehre? Wenn ich die Wahrheit spräche, um mir des Freundes Achtung zu erhalten — wenn ich vorbeugte, um das Banner meiner Ehre unbefleckt zu sehen vor ihm! Und sein Schmerz, seine Reue, mir sein Liebstes anvertraut zu haben. Stumm — wortlos meine Hand drückend, sich abwendend: „Ich danke dir, Arnold, du thatest recht. Ach! meine unglückliche Frau — —“

Nein, nein. Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes — des Andern Ehre! Ihre und damit seine!

Den . . April.

Ja, ist es denn möglich! Habe ich denn wirklich nicht geträumt? Ist das denn mein dunkler Alkoven, in dem es sonst nach Moder roch und der heut ein Tempel des Glücks ist! Kann man denn auf dieser rätselhaften Erde so jäh von der Tiefe des miserablen Elends in die Höhe der Freude, des Friedens springen? Ist das die dicke Schulzen mit dem Kaffeebrett — oder ist es Hebe selbst mit dem Kelch voll berauschenden Nektars? Und alles das — — ah — für — Geld zu haben!

Ich kann's nicht ändern. Jawohl. Schäme dich, Arnold Meister! Geld hat dein Herz mit solcher rosenroten Seligkeit erfüllt! Aber Kameraden, Menschen, die ihr unter den Stichen und maliziösen Kniffen, den schmutzigen miserablen Püffen gemeiner Armut, elender zehn Markrechnungen seufzen müßt in der himmlischen Kaiserstadt, die an jeder Straßenecke eigens für euch einen höhnischen Wegweiser aufgestellt hat, auf dem immer nur steht: Zum Genuß! Zum Genuß! — aber Geld, etwas Geld müßt ihr überflüssig haben, und ihr habt bloß Schulden! — sagt selbst, ist es so niedrig, so roh, wenn man die Welt für einen Rosengarten ansieht mit fünfhundert, sage fünfhundert Mark auf dem Tische?

Als ich gestern abend ausging, traf ich Oelsen. Soupiert hatte ich zum Glück schon, und so ausreichend, daß ich mich ihm auf seine Bitte gern anschloß und neidlos zusehen konnte, wie er bei Steinert und Hansen Kaviar und Rebhühner aß. Er trank Sillery mousseux, und darauf ließ ich mich ohne Gewissensbisse stoßen. Ich hätte es auf seine Bitte auch gar nicht ablehnen dürfen, ohne den Mann zu verletzen. Wir tranken zwei ganze Flaschen, und ich rauchte seine famosen Cigaretten. Mir war sehr behaglich zu Mute, und wir plauderten so sachte weg. Ich lernte Oelsen von einer ganz andren Seite kennen. Mit Brenken zusammen kehrt er immer etwas sehr den blasierten Lebemann raus. So jetzt allein mit ihm kamen recht ernste und gescheite Gedanken zum Vorschein. Es muß in seinem Leben irgend einen großen Schmerz gegeben haben. Où est la femme? dachte ich, sein blasses, hübsches Gesicht studierend.

Ich sagte ihm, daß ich mich fast wunderte, ihn immer mit diesem jungen, blühenden Epikuräer, dem übermütigen Brenken, zusammen zu sehen.

Er lächelte sehr ernst und sagte: „Es trifft nicht immer zu, das Sprichwort des geistreichen homme de lettres: ,,Dis-moi qui tu hantes — et je te dirai qui tu es! Ich liebe das blonde Kurtchen vom Kaiser Franz, ich mag seinen vornehmen Sinn, seinen gänzlichen Mangel an Eitelkeit, sein offenes, ehrliches Wesen; ihn kleidet auch das Geldwegwerfen — seine tausend Capricen, sein oft wilder Uebermut — aber ich bin sehr weit davon entfernt, zu sein, wie er.“

„Nun ja,“ nickte ich, ,,les extrêmes se touchent.“

Er lachte. „Sehen Sie, Meister, da haben wir mit diesen beiden Sprichwörtern die schönsten Widersprüche!“

Aeußerst angeregt verließ ich mit Oelsen das Lokal. Wir gingen nach Café Bauer, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Oelsen trinkt nach jeder Mahlzeit Kaffee.

Bei unserm Eintritt stießen wir fast, wörtlich genommen, mit Brenken, der in Damengesellschaft war, zusammen.

Er schien sich aber nicht „tödlich amüsiert“ zu haben, denn nach einem kurzen pour parler sagte er, wir sollten ihm Platz lassen, er brächte Miezi und Tietzi bloß nach der Droschke, dann käme er zu uns.

Wir thaten's gern. Er kam, trank ein Glas Absynth, für mich ein schreckliches Getränk, und meinte, ihm fehle für

den heutigen Abend etwas Aufregung. Ob wir nicht ein Spielchen machen wollten.

Oelsen sagte lachend: „Nun ja, Pferde, Karten und Frauen, das sind Kurtchens beliebte Aufregungen.“

„Dann sag doch wenigstens: Frauen, Pferde und Karten, liebes Kind,“ meinte Brenken gegen den einige Jahre älteren Freund und befahl Karten.

Die Ecke, in der wir saßen, war still und gedeckt.

Hörte ich mein Blut rauschen? Hörte ich den hämmernden Schlag meiner Pulse, als die bunten Blätter auf dem Marmortischchen lagen? Meldete sich der böse Engel meines Lebens, den kindliche Liebe und Dankbarkeit bisher von mir fern gehalten hatten? Ah, schon der Gedanke, daß diese zierlichen bemalten Dinger mich in einer Minute erlösen könnten von den miserablen Rechnungen, dem ewigen Entbehren für eine Weile die Thür vor der Nase zuschlagen könnten! Schon der allein genügte, den halben Rausch vom Sillery mousseux zu einem ganzen zu machen.

„Meister — Mensch! Was machen Sie denn für Augen! Sind Sie gar 'ne Spielratze?“ sagte da plötzlich Oelsen mit einem eigentümlich tiefen Tonfall und legte die Rechte hindernd auf die Brenkens, der die Karten mischte.

Brenken sah auf. Welch heiteres, gleichgültiges Gesicht! Dem war's so egal, ob er gewann oder verlor! Der hatte schon viel gespielt! Aber nie mit jener gefährlichen Leidenschaft, die ein ganzes, schönes Leben zu Grunde richten kann.

Oelsen erhob sich.

„Ich hab' keine Lust. Hier bei Bauer — laß die Geschichte gehen, Kurt.“

Auch ich erhob mich hastig. „Ich denke auch,“ meinte ich, „wir lassen das.“ Mich peinigte Oelsens ernstes Auge, das eine wunde Stelle meiner Seele bloßgelegt hatte.

Nein. Ich war keine Spielratze. Mir machte es nichts, zu spielen oder nicht zu spielen. Das wollte ich ihnen zeigen.

Brenken lachte. „Kinder, thut doch nicht so, als wenn ich 'n Bauernfänger wäre! Setzt euch her! Ich will euch ja bloß 'n Kartenkunststück zeigen.“

Nun, das war etwas andres.

Wir hatten uns wieder gesetzt, und er zeigte uns sein Kartenkunststück. Es war doch ein Hazard — ein tolles, rasendes! Wenn man's nämlich um Geld ausführte. Wir thaten es.

Ich hatte zwei Goldstücke bei mir. Es war alles, was ich hatte. Alles!

In einigen Minuten hatte ich so viel Goldstücke, daß ich sie in meiner bescheidenen Börse nicht bergen konnte, und als ihrer immer mehr wurden, steckte ich sie in die Hosentasche.

Brenken amüsierte sich. Er lachte.

„Mich freut's, daß die brave Bombe gewinnt," nickte er mir zu. Zuletzt schrieb er mir mit vieler Feierlichkeit einen Check auf seinen Namen an seinen Bankier, zahlbar am andern Morgen, da er nur achtzig Mark bei sich hatte.

„Das geht nicht," mahnte Oelsen, „gib ihm das Geld noch heute. Wir kommen ja bei mir vorbei, ich geb's dir."

Und da liegen sie nun vor mir, die Goldhaufen! Es ist zehn Uhr. Ich habe keinen Dienst, und muß nur um zwölf Uhr zum Hauptmann, einiges ungereimte Zeug über Mannschaftsstiefel und Pünktlichkeit anhören. Denn was kann er mir weiter? Uebrigens, sagte mir Oelsen, als wir das Café verließen, daß mein Oberst mit seiner Tochter am Arme an diesem Tisch vorbeigekommen sei und mich mit einem sehr ernsten Blick beehrt habe.

Na, einerlei, ich bin meine Sorgen los.

Den . . April. Zehn Uhr abends.

Ich begreife mich selbst nicht, daß ich so ruhig bin, so kalt und klar, und dies unbedeutende Tagebuch gelassen vollende, ehe ich dem Tode ins Auge sehe. Vermutlich werde ich nur noch diese Seite, diesen Tag beenden.

Dies Buch darf in keines Menschen Hände fallen und morgen, ehe ich gehe, muß ich es verbrennen, selbst in der Hoffnung, wiederzukehren. Es kann doch sein, daß ich nicht wiederkomme. Auch bei mir tragen kann ich's nicht. Falle ich, tot oder verwundet, würde man es finden. Ich will's heute noch einmal durchlesen.

Gravis ist heute morgen angekommen, und wenige Stunden später legte ich meine irdischen Angelegenheiten in seine Hände. Der großen Momente, der Erschütterungen mehr als eine fanden mich heute gefaßt und voll Kraft. Ich schreibe jetzt von dem etwaigen letzten Tag meines Lebens, denn ich habe nichts weiter zu thun, und die Gewohnheit ist mir in ganz eigentümlicher Weise zum Zwang geworden.

Ich werde nachher ein Sulfonalpulver nehmen, damit meine Hand ganz sicher ist. Ich habe heute morgen meinen Hauptmann gefordert. Er mischte sich in meine Privatangelegenheiten in einer Art, die ich nicht dulde. Er erwähnte den Namen der Frau Franziska Gravis in einer Art, die zu rächen ich mir zur Ehre mache.

Freilich bin ich außer stande, mir die gänzlich unmotivierte Abneigung meines Hauptmanns, Grafen Egmont Kerski, zu erklären. Ich mußte ihn fordern. Was er sprach war Beleidigung gegen mich und Lüge über meines Freundes Frau. Gleich nach meinem dienstlichen Besuch beim Hauptmann ging ich zu Oelsen. Ich bat ihn, dem Grafen Kerski meine Forderung zu überbringen und mein Sekundant zu sein. Er that einige seltsame Fragen. Unter andrem fragte er mich: „Sagen Sie 'mal, Meister, haben Sie sich da ganz korrekt benommen?" und er sah mich mit einem sehr kalten Blick an. Ich fuhr auf. Er legte in seiner vornehmen Art die Hand auf meinen Arm.

„Seien Sie nur ruhig — ich beleidige Sie nicht. Auch der beste, anständigste Charakter kann sich gegebenen Falles 'mal nicht korrekt benehmen, was ein himmelweiter Unterschied ist von nicht ehrenhaft, lieber Meister, ebenso groß wie der Unterschied zwischen nicht richtig und nicht recht."

„Was meinen Sie eigentlich?" fragte ich finster.

„Waren Sie erstens 'mal gegen Ihren Hauptmann auch so heftig, wie jetzt auf meine Frage?"

„Möglich, daß ich in diesem Sinne nicht korrekt war," sagte ich gereizt von so viel unnützen Fragen.

„Sie sind Soldat, Meister. Sind Ihrem Beruf, dem Sie Ihr Leben weihen müssen — ich kenne ungefähr Ihre Verhältnisse — hohe, oft schwerfallende Rücksichten schuldig. Solche Affaire schleudert Sie zweifellos aus Ihrer Carriere. Persönliche Antipathieen dürfen da nicht berücksichtigt werden. Und wenn Ihr Vorgesetzter zehnmal eine solche gegen Sie bewiese — ganz einerlei, Sie und wir alle, die Sr. Majestät mit ihrem Blute dienen dürfen, haben keine Antipathie gegen unsre Vorgesetzten!"

„Das wäre ja schlimmer als im Mittelalter!" sagte ich nicht ohne Hohn.

Oelsen lächelte leicht.

„Sehen Sie, Meister, es gibt da ein sonderbares Ding, eine recht ernste Sache für den Soldaten: unnütze Worte.

Unser größter, edelster Soldat hat uns bewiesen, daß Schweigen für uns insbesondere besser ist, als Reden. Sie haben Ihrem Hauptmann widersprochen, Meister?"

„Allerdings. Er griff die Ehre einer Frau an, die mir heilig ist, meines besten Freundes Frau —"

Ein plötzlicher Blitz flog über Oelsens blasses Gesicht.

„Der Frau Gravis, nicht so?"

Ich nickte.

„So, so! Nun kann ich mir freilich manches besser erklären. Auch daß Sie vielleicht übers Menschliche gereizt wurden durch den Menschen, der aber sicher seiner selbst nicht mächtig war, denn Meister: der Betreffende" (Oelsen, der Uebervorsichtige, ging nach der Thür, etwaige Lauscher abzufassen) — „der Betreffende," fuhr er fort, „hat, ehe Sie kamen, das ist mir zufällig bekannt geworden, der Gravis leidenschaftlich die Kur gemacht und ist schneidig abgefallen. Gravis und Kerski standen vor — ich weiß nicht wie langer Zeit — einige Monate in Düsseldorf im selben Regiment. Da hat sich's ereignet, und daher seine besondere Wut auf Sie. Hm — nun möchte ich auch beinah glauben, daß der Ihnen zuviel zugemutet hat, wenn auch vielleicht die Dame, für die Sie sich schlagen wollen —"

Ich stand auf und trat dicht an ihn heran.

Er lächelte eigentümlich und sagte ernst: „O nein, mein Lieber. Ich habe keine Lust, Kerskis Nachfolger vor Ihrer Kugel zu sein, wenn's soweit kommt. Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung als Kartellträger und Sekundant."

Ich empfahl mich ernst. Seine Worte gaben mir zu denken und erbitterten mich zugleich gegen ihn. Ich fühlte klar, was er sagen wollte über die unglückliche Frau. Als ich heimkam, lag eine Karte auf meinem Tische: Wilhelm Gravis u. s. w. Stehenden Fußes eilte ich zu ihm. Erst ganz nahe seiner Wohnung verlangsamte sich mein Schritt.

Zu wem ging ich? Wem trat ich vor die guten, treuen Augen? Was hatte ich ihm genommen? Wem hatte er sein Liebstes vertraut?

Wie anders standen wir uns gegenüber, als beim Scheiden. Vergeblich sagte ich mir, daß ich schuldlos — ganz schuldlos an all dem Jammer sei. Vergeblich! Wie ein Verurteilter stand ich vor dem treuen Menschen — in dem Gemach, wo sie vor kurzem in meinen Armen geweint hatte über das Unglück, seine Frau zu sein. Und da plötzlich stieg

etwas in mir auf, jäh und hart, ein bedingungsloses Etwas, das dies Weib verdammen wollte, wie die andern beiden es gethan! Was alles hatte ihre Leidenschaftlichkeit, ihre sittliche Bewußtlosigkeit heraufbeschworen!

Ich begrüßte ihn, wie ich konnte. Ich sagte ihm mit schwerem Atem und kurzen Worten, was ich ihm sagen durfte, ohne ihm weh zu thun. Er tadelte mich. Das hätte er längst geahnt, daß das mit mir keinen guten Gang gehen würde. Von allen Seiten höre man schlimme, leichtsinnige Geschichten von mir. Salewski, das wisse er bestimmt, bereue bitter, mich nach Berlin zur Garde vorgeschlagen zu haben, wo ich absolut nicht hinpasse.

Ich ließ ihn reden und schwieg und dachte an Oelsens Predigt über das Schweigen des edelsten Soldaten.

Dann fragte ich ihn, ob er meinen letzten Willen ausführen wolle. Ich hätte eine verhältnismäßig große Summe bar. — „Im Spiel gewonnen, ich weiß,“ sagte er bitter. Was hatte ich zu erwidern? Er sprach mehr. Aber von wem wußte er? „Ja,“ sagte ich gelassen, „im Spiel. Aber das ist alles abgethan. Wir stehen an der Schwelle.“

„Und wenn du lebst, wenn du weiter lebst?“ sagte er hart, „wenn du diese Schwelle nicht überschreitest — wie soll's mit dir enden?“

Ich kann Ungerechtigkeit schwer ertragen. Gegen andre gar nicht, da zieh ich blank, und gegen mich selbst auch nur schwer. Ich wendete mich und wollte gehen. Da kam die Kammerjungfer von Frau Gravis ins Zimmer gestürzt, ohne anzuklopfen, und rief Gravis zu seiner Frau, die im Schlafzimmer auf der Erde liege und einen richtigen Weinkrampf habe. Ich verließ das Haus ungeleitet.

Bei mir kam mir Knopf entgegen.

„Haben der Herr Lieutenant schon gegessen?“ sagte er.

„Warum?“ herrschte ich ihn an.

„Herr Lieutenant sind noch im Meldeanzug — und es ist sechs Uhr abends und Herr Lieutenant sind so fahl im Gesicht und das Portemonnaie liegt auf dem Nachttisch! Herr Lieutenant müssen essen.“

„Richtig. Ich habe seit heute früh um sieben Uhr nichts genossen,“ sagte ich. Totmatt ließ ich mich in eine Sofaecke gleiten.

Knopf, der Gute, zog mich aus wie ein kleines Kind, und brachte mir meinen häuslichen Civilanzug. Dann fragte

er, ob er dem Herrn Lieutenant was zu trinken und was Warmes holen solle. Ich nickte und wünschte Roastbeef und eine Flasche Sekt. Inzwischen machte ich einen Knoten in mein Taschentuch, um Knopf in meinem Testament zu bedenken. — So saß ich da, ganz unfähig, mich zu rühren, totmüde, erbittert, abgehetzt — bis Knopf wieder kam.

Das war ein vorzügliches, ein seltsames Mahl. Nun will ich schlafen.

Den . . Mai.

Ich lebe, habe kein Leben auf dem Gewissen und habe einen neuen Freund gewonnen! Er heißt Egmont Graf Kerski — und ist mein Hauptmann, den ich gestern auf gezogene Pistolen forderte.

Und wieder frage ich mich, wie damals bei der Versetzung nach Berlin: Wer hat mir das verschafft? Wer interessiert sich so lebhaft für mich?

Aber ruhig. Die Wonne zu leben berauscht mich. Alles scheint mir leicht und glücklich. Da liegt der schwere Brief an mein Muttchen. Ich zerreiße ihn mit einem Dankgebet. Doch ich will ruhig das Merkwürdige schreiben!

Ich hatte Sulfonal genommen und Knopf befohlen, alles in erforderlicher Weise vorzubereiten und mich um sechs Uhr zu wecken.

Ich betete ein kleines Nachtgebet, das ich als kleiner Junge im alten giebelgekrönten Pfarrhaus allabendlich gebetet hatte, und schlief ein.

Plötzlich fuhr ich empor und horchte angestrengt ins Dunkle. Schwere Schritte gingen, Thüren schlugen zu, laute Stimmen. Ich warf einen raschen Blick auf die Uhr. Erst Fünf. War sie stehen geblieben? Hatte Knopf verschlafen? Wie betäubt starrte ich auf das Zifferblatt, wo der Sekundenzeiger lustig schnurrte.

Im nächsten Moment stand mein Hauptmann Graf Kerski vor mir. Er war in voller Uniform.

„Lieutenant Meister,“ sagte er mit langsamer, ruhiger Betonung, „ich sehe mich veranlaßt, nach längerem Nachdenken zurückzunehmen, was ich vorgestern äußerte. Ich war in der Stunde nicht ganz bei klarer Besinnung. Wollen wir die Feindschaft einstellen, Lieutenant Meister, und — und gute Kameradschaft halten?“

Er sprach seltsam — so — ich möchte sagen — automaten=

haft, und bei dem Licht, das aus dem andern Zimmer voll hereinfiel, sah ich das scharfe, spitze Profil und, als er es wendete, die gelbliche Blässe seines ganzen Gesichts. Aber das war immer so; nur wurde das häßliche Ganze fast bedeutend durch einen so seltsamen Ausdruck, den ich nie bei ihm beobachtet hatte. Nie habe ich in eines Mannes Gesicht den Ausdruck von Schmerz und Kampf so ausgeprägt gesehen wie in seinem.

Da war etwas dahinter. Aber was es auch war, mir konnte das gleich sein. Mehr konnte er nicht thun, wir reichten uns die Hände.

„Also Freunde!“ sagte er ernst.

„Herr Graf,“ sagte ich, das „Herr Hauptmann“ brachte ich in diesem Augenblick nicht heraus, seine schlanke, aristokratische Hand mit den übermäßig langen Nägeln festhaltend, „wollen Sie eins noch erwägen: welches auch meine Fehler sein mögen — man klagt mich vieler an — ich bin einem ehrlichen Manneswort immer zugänglich. Wer mir Vertrauen schenkt, geht sicher, und Sie werden mir gewiß beistimmen, wenn ich sage: Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes — des Andern Ehre.“

Er neigte wiederholt das Haupt, aber er sagte nichts mehr. Seine Lippen waren so fest zusammengepreßt — ich sah es wohl — daß sie weiß waren. Dann noch ein fester Händedruck — und sporenklirrend verließ er so hastig das Zimmer, daß er über die Schwelle fast stolperte.

Nachher erst fiel mir ein, daß er mich während der ganzen Sache gar nicht angesehen hatte und daß er leidend oder krank aussah, als er so eilig das Zimmer verließ.

Den .. Mai, abends.

Graf Egmont Kerski ist soeben in eine Nervenheilanstalt übergeführt worden; der Vorsaal zum Irrenhaus! sagte Brenken. Furchtbar!

Den .. Mai.

Ereignisreicher Tag! Eröffnung der Kunstausstellung im Glaspalast am Lehrter Bahnhof. Dort sah ich etwas, das so himmlisch schön war, wie kein Bild. Ich stand wie gelähmt. Und wenn die zwei Dunkelblauen meine Grünen nicht freigegeben hätten, ich stände wahrscheinlich noch da. Als ich nachts nach Hause kam, fand ich ein Telegramm: Stangen und

Below kommen morgen. Ob sie bei mir wohnen könnten? Zwei ist ein bißchen viel. Aber die nachtschlafende Zeit wird für uns wohl nicht zwölf Stunden haben. Freu' mich sehr. Gott sei Lob und Dank für die fünfhundert Mark! Jetzt kann ich die alten Jungen doch freihalten und bewirten. Wie sie aufschauen werden! Wie ich's ihnen mollig machen will! Ein schrecklicher Gedanke, wenn sie in meine gewöhnliche Kassenebbe hineingefallen wären.

Ja — wie war's doch gleich? Ich stand im Kuppelsaal — vor Kaiser Wilhelm I. Sie kam in Gesellschaft von Herren und einer Dame. Nahe bei mir blieb sie stehen. Sehr groß, schlank und doch üppig, in grauem Samt, ohne Abzeichen, ein graues Hütchen, Perlen im Ohr, ein grauer Schleier, keine Handschuhe, Hände wie eine Venus mit lauter Rubinen. Sonderbar! Die grauen Handschuhe hielt ein Generalstabsoffizier in der Hand. Ich hasse ihn! Er hatte ein sehr schönes Profil und das mag ich — oder vielmehr die Frauen sind so kindisch, das zu mögen. Sie war sehr bleich und sah traurig aus. Ihre Haare so zwischen Haselnuß und junger Kastanie. Sie sah mich an — mit einem großen, prüfenden, hoffnungslosen Blick, als wollte sie fragen: Warum bin ich wohl so elend? Woher kommt wohl Erlösung? Weißt du es vielleicht?

Ich glaube, ich werde auch nervenkrank.

Sie wendete sich, und ich machte ihr so beflissen Platz, daß sie wie dankend das königliche Haupt neigte, und unsre Augen tauchten ineinander.

Ich sah sie gehen und den eleganten Generalstäbler dicht neben ihr, mit den langen, grauen Handschuhen seine dicke Backe streichelnd — ich sah ihr nach, als sie ging mit diesen müden, weichen Bewegungen, als sehne sie sich nach Ausruhen. Und dann, als sie alle im Nebensaal vor einem Schlachtenbild standen und ich noch immer an derselben Stelle sie gut sehen konnte, sah ich, wie sie den Kopf drehte — nach mir. Ja wohl. Ich bin kein Narr — du Himmlische! Nach mir — mit diesen beiden, nah zusammensitzenden dunkelblauen Sternen, in so sanfter, hoffnungsloser Frage: Weißt du keine Erlösung, weißt du keine Hoffnung, Freund?

Donnerwetter! Ich glaube, ich phantasiere — —

Von jetzt an wird allabendlich nach dem Ausstellungspark gewandelt. Wiedersehen und auf irgend eine Art kennen lernen muß ich die Süße. Da gibt's nur ein sicheres Mittel — nicht

etwa an alle möglichen Vergnügungsorte hinrennen, wo sie vielleicht sein könnte, sondern einfach regelmäßig an den Platz gehen, wo ich sie zuerst gesehen. Irgend einmal wird sie schon wiederkommen, und dann muß man dringend hoffen und vertrauen auf den magnetischen Rapport: nämlich, daß auch sie, das liebe, reizende Weib, ganz heimlich denkt wie ich und thut, wie ich.

Diese Augen! Dies zaghafte, langsame Umsehen — o, entzückend! Wie schal ist doch das Leben ohne diesen Zauber — dies Denken und Streben, Wünschen und Hoffen! Ich habe dies Gefühl nie so intensiv gehabt, wie jetzt. Es durchleuchtet mich und alles, was ich sonst thue. Freilich ist sie wie ein richtiges Meteor an meinem Lebenshimmel erschienen und verschwunden, aber auch das, auch diese Schwierigkeit, ein verschwundenes Meteor wiederzufinden, hat hohen Reiz.

Immer wieder gehe ich an den Spiegel, setze die Mütze so auf, wie an jenem Nachmittag, stelle mich so hin, wie ich stand, als sie sich umsah, und versuche mit meinen Augen jenen Blick nachzumachen, um ihn mir immer hoffnungsreicher zu übersetzen. Wenn es nur nicht zu lange dauert, bis ich sie wiedersehe! Oder — Herr der Liebe! wenn sie gar nicht von hier ist! Wenn sie nur durchreiste! Wenn ich tagtäglich in die langweilige Ausstellung gehe für eine halbe Mark, um eine zu suchen, die in Paris sitzt? Nun, dann heißt es, jenen Generalstäbler kennen zu lernen, um von ihm zu erkunden, was ich durchaus wissen muß. Wenn auch dieses, den Herrn kennen zu lernen, nicht ganz leicht ist. Nun, ich verlasse mich auf meinen Scharfsinn und auf Oelsen und Brenken! Und wenn der Generalstäbler nun gar ihr Mann war! Unsinn! Der wird sich dann gerade öffentlich und ziemlich prahlerisch mit ihren Handschuhen die Backe streicheln, dann hätte er sie längst hinten in die Rocktasche gesteckt! Eigentlich dumm, daß Stangen und Below gerade jetzt kommen. Die werden nicht alle Abend in die Ausstellung wandern wollen. Hoffentlich bleiben sie nicht sehr lange. Denn hindern thun sie mich ganz entschieden.

Den . . Mai.

Heute, als ich die Potsdamer Straße entlang schlenderte, traf ich den Oberst. Ich wollte stramm grüßend vorübergehen, aber, o Wunder! Er hielt mich fest. Er war gnädig, wie lange nicht. Er lud mich zu heute abend ein! Ich Esel ver-

gesse in meiner Verblüfftheit ganz und gar, daß mir dann der Abend in der Ausstellung verloren ging, und sage begeistert zu. Jetzt sitze ich drin — ist nun nicht mehr zu ändern. Aber es kommt noch schlimmer. Wie wir so nebeneinander hergehen, hätte ich beinahe laut aufgeschrieen, und übermenschliche Anstrengung gehörte dazu, ihn nicht stehen zu lassen und wie ein Jagdhund, der ein Wild in die Nase bekommt, davonzuschießen, hinter einer Dame her, die aus einem Laden trat und dann vor uns herging.

Sie mußte es sein. Ohne Zweifel. Grau in grau — ihre Gestalt, ihre Haltung! Und nicht fortkönnen!

„Warum laufen Sie denn so, Meister?“ fragte der Oberst, mich plötzlich argwöhnisch ansehend, „ich bin Ihnen wohl unbequem?“ Ob er meinen Beteuerungen keinen Glauben beimaß, ob er die Glut in meinem Gesicht sah, die ich fühlte, genug, er verließ mich mit ziemlich kühlem Gruß.

Daß dies Unangenehmes bedeute, war mir sonnenklar, aber im Moment ging es unter in dem himmlischen Gefühl, der schlanken, grauen Gestalt ohne Gène nachstürmen zu können.

Sie war's! Was nun? Ihr entgegen mußte ich! Um ihren Gesichtsausdruck, ihre Augen beobachten zu können, mußte ich ihr entgegenkommen. Und um noch etwas zu können, von dem ich mir Großes versprach, das, obwohl gewagt, doch nicht zu kühn erschien, nützte mir das stupide Nachlaufen auch nichts. Andrerseits wieder konnte ich so ebenfalls Hochwichtiges erfahren, ihre Wohnung, ihren Namen. Doch war ich nach einer Minute der Ueberlegung fest entschlossen, ihre Augen zu sehen und das andre zu thun.

Da saust die Pferdebahn heran, ich fliege vom Trottoir aufs Trittbrett und ducke mich in eine Ecke. Auf der nächsten Haltestelle verlasse ich den Wagen wieder und gehe ihr nun harmlos entgegen.

In der Ausstellung hatte ich ihr Platz gemacht, wo Platz genug war, und sie hatte halb und halb dankend davon Notiz genommen. Darauf baute ich meinen Eiffelturm!

Wer das nicht durchgemacht hat, der kann es nicht begreifen! So in der Potsdamerstraße, wo es nur mäßig belebt ist, so Schritt für Schritt einem Wesen, das uns wahnsinnig interessiert, näher kommen zu dürfen — erst die ganze Gestalt zu umfassen (mit den Augen!) — den Gang, die Füßchen, die Haltung, dann den Kreis, je näher man kommt, immer enger ziehend, während es uns vom Magen oder Herzen —

das kann ich nicht genau bestimmen, aber die Gegend ist es — so heiß bis zur Stirne aufsteigt, so heiß! Und immer mehr verengt sich der Umfassungskreis, zwei Augenpaare verschlingen sich und sagen das Höchste, Schönste, Tollste, was der Wunsch zu ersinnen vermag, und dabei ruhigen Schrittes vorbeizugehen — ich sage, wer das nicht selbst kennt, dem ist nicht zu helfen.

Jetzt war ich ganz nahe und hatte meinen Umarmungskreis bereits zum letzten Punkt verengt, da hob ich entschlossen den Arm und grüßte die Süße voll anbetender Verehrung.

Und sie? Sie dankte verbindlich, wie die gut erzogene Frau eine Höflichkeit erwidert — ganz gleich, ob sie sich des Grüßenden erinnert oder nicht. Und selbst wenn es ein Irrtum des Höflichen wäre — sie quittiert für die andre. Sie dankte nicht mit einer kurzen, harten Senkung des Nackens, sondern mit jenem Sonnenblick eines freundlichen Lächelns, das keineswegs ein volles Lächeln des Mundes ist (dies wäre wieder zu viel!) und mit jener anmutigen Neigung des Kopfes, die fast etwas Demütiges hat und einem schönen, stolzen Weibe so berauschend steht.

Kameraden! Die Attacke ist zu empfehlen, vom Augenblick an, wo man den Pferdebahnwagen besteigt und verläßt, um „ihr" entgegenzukommen, bis zum zögernden, ehrerbietigen Gruß.

Drei Schritte lang an ihr vorbei war ich betäubt, blind, taub, gelähmt, atemlos. Wenn gerade eine polizeiliche Bekanntmachung an der Litfaßsäule geklebt hätte, vor der ich besinnungslos anhielt: daß die Sonne nicht wieder aufgehen würde, nach Falb, und wir uns fortan mit Gaslicht behelfen müßten — es hätte mich in jeder Beziehung einfach kalt gelassen. Ja, ja! Das ist heute ein schöner, ein himmlischer Tag. Ich aß bei Fredrich, Potsdamerstraße 12, im Glashaus, und da es dicht an der Straße liegt, ermüdete ich meine Nerven durch Teilung. Halb war ich bei dem Mittagessen, halb war ich im Traum und schritt zum tausendstenmal grüßend an „ihr" vorbei, und drittens fuhr ich zusammen und auf bei jeder ähnlichen Gestalt, die vorüberschritt.

Ich bin überzeugt, es gibt kaltblütige Kameraden, die den Kopf schütteln würden über mich und spöttisch lispeln: Und, das will ein Soldat, ein Lieutenant sein! Nun ja, Kinder. Ich bin's und bin's gern, und so gern wie ihr — mein Blut für meinen König! Aber über meiner Wiege ragte das Dach

des Pfarrhauses am Fuße des alten Hörselberges — mein Vater dichtete weltliche Lieder und stand, als ich am Sonntag früh geboren wurde, vor dem Altar. Daß ich überhaupt Lieutenant wurde, liegt, realistisch genommen, weniger im inneren Drange, als darin, daß im Pfarrhaus sehr häufig Manövereinquartierung war und die ritterlichen Gestalten, das stolze, strahlende Bild militärischen Lebens meine jüngsten Knabenträume durchwebt hatten. Mein Vater gewährte meinen Wunsch, Soldat zu werden, weil ich den seinigen erfüllte, mit meinem sechzehnten Jahre mein Abiturium zu machen, wobei mir das mündliche erlassen wurde.

„Geh du nur, wohin dein Herz dich zieht!" sagte er (ach! dazumal war er schon sehr krank), „du wirst schon wieder kommen — im Blut liegt dir's nicht — Junge — nur in den Augen!"

Aber so ganz ist's doch nicht eingetroffen. Ich bin immer noch nicht willens, zurückzugehen ins Pfarrhaus. Noch gefällt's mir. Nur das stupide Gehorchen! Jetzt denk' ich darüber aber anders. Seit Kerski! Wie mich der Mensch überrascht und gerührt hat! Morgen fahre ich hinaus nach Schöneberg in die Anstalt, wo er ist.

Bis sechs Uhr saß ich bei Josty am Potsdamerplatz. Da traf ich Golz. War mir ganz recht. So allein in die Ausstellung ist nicht nett. Um sieben Uhr nahmen wir Außenplatz, Pferdebahn, und sausten zum Ausstellungspark. Also der erste Tag programmmäßig geschlossen. In der Ausstellung „kein Mensch", wenn auch „tausend Leute", wie der bekannte Witz sagt. „Sie" war bis zehn Uhr nicht zu finden. Golz sagte ich einfach, ich suchte jemand. Nun, das begreifen sie alle, und er ließ mich auch los und hielt mir Platz frei am Tisch, unter einer Laterne. Ich fand sie nicht und ging mit Golz in seine Wohnung, wo wir kalt, aber gut zu Nacht speisten. Er wollte was wissen, aber ich ließ nichts merken. die Geschichte war für den „gewiegten Kunden" zu ideal angelegt.

Leider kann ich Stangen und Below nicht vom Bahnhof abholen; sie kommen zwischen sieben und acht Uhr an, und da bin ich längst im Dienst. So muß Knopf nur alles bei mir bereit halten: Frühstück und Ruheplätze, falls sie müde sind von der Nachtfahrt. Glaub's aber nicht. Sie werden wohl gleich losbummeln.

Den . . Juni.

Entsetzlich! Wie konnte ich nur! Ich sitze ganz vernichtet da und habe weiß Gott auch Ursache! Ich sage ja — oder vielmehr andre haben's schon lange vorher gesagt — wo Unheil passiert in eines Mannes Leben, ist sicher ein Weib dahinter. Und diesmal auch! Wenn „sie" mein geliebtes Meteor nicht gewesen wäre, wie hätte mir dies Unerhörte passieren können!

Ich habe Salewskis Einladung in den Tod vergessen und bin zu der Stunde, wo ich hätte in seinem Salon „antreten" müssen, mit Golz in der Ausstellung gewesen. Wer weiß, wer mich da alles gesehen hat! Ob und wie er die furchtbare Geschichte erfuhr!

Heute — mitten im Dienst fiel mir die Sache wie eine Bombe aufs Herz. Was ums Himmels willen thun? Einen Rat konnte mir da kein Mensch geben, denn es war nur einer ausführbar und den wußt' ich selber: die Wahrheit und der gerade Weg.

Als ich etwas benommen und zerstreut nach Hause kam, fand ich schon im Flur die Gepäckstücke meiner lieben Kameraden vor. Sie waren also da. Schade! Gerade in diesem höchst unangenehmen Augenblick, der mir die ganze hohe Freude an den lieben Jungens verdarb.

Als ich eintrat, fand ich sie strahlend und sehr befriedigt vor dem reich besetzten Frühstückstisch. Knopf hatte seine Sache gut gemacht. Die Begrüßung war eine äußerst frohe. Die dankbaren Schmeicheleien der biederen Kerls übertrieben. Aber ich wurde heiterer und beeilte mich nun, meinem angegriffenen Organismus ein Glas Portwein zuzuführen. Unter tausend lustigen, tollen Reden und Gegenreden — ich immer noch im staubigen Kommißanzuge — setzte ich mich zu ihnen und stärkte mich an geräuchertem Aal und Rührei. Da kam Knopf dicht an meine Seite: „Herr Lieutenant. Ein Dienstmann. Abgegeben" (er spricht immer so ganz kurz punktiert) und hielt mir ein graues, elegantes Brieflein entgegen mit silbernem Krönlein.

Die beiden rissen billige Witze darüber, und ich öffnete gänzlich ahnungslos das Couvert. Einen Moment durchzuckte mich ein elektrischer Strahl: von ihr! Wär's möglich!

Gleich darauf, nach einem Blick auf die Unterschrift, bat ich ihr die freche Vermutung kniefällig ab. „Marie von Salewski" stand darunter.

„Bitte, Herr Lieutenant Meister, nehmen Sie es nicht als eine Unbescheidenheit meinerseits auf, aber ich kann nicht anders handeln. Kommen Sie heute nicht zu Papa, wegen gestern abend, wo man Sie im Ausstellungspark gesehen hat. Ich kann mir denken, daß Sie wahrscheinlich kommen wollen. Morgen ist es Zeit genug, und dann (bitte, nehmen Sie mir die Vermutung nicht übel, daß Sie etwas andres thun könnten, aber es kommt doch vor) sagen Sie ihm die volle Wahrheit, wenn Sie dürfen. Er ist sehr böse, aber er kühlt sich rasch ab. Glauben Sie mir, mit dem raschen Vorgehen ist hier nichts gethan. Bis morgen ist er wieder gut. Mit der Bitte, die unbefugte Einmischung zu verzeihen,

Ihre sehr ergebene Marie von Salewski."

Ich starrte auf den Brief und drehte ihn in meinen Händen und wußte nicht, sollte ich mich erleichtert fühlen, oder noch mehr erschwert. Ich war aber geneigt, das letztere zu thun.

Ohne auf die Witzeleien meiner Gäste einzugehen, setzte ich mich an den Schreibtisch und dankte dem guten Mädchen in den gewähltesten Ausdrücken für diese gütige Einmischung, sie meines bedingungslosen Gehorsams versichernd.

Nachher gelang es mir, die Kameraden zum Besuch der in jeder Beziehung hochinteressanten Kunstausstellung zu bestimmen. Vorher waren sie meine Gäste im Kasino, wie sich das ja von selbst verstand.

Abends in der Ausstellung nichts. Ich kann gar nicht sagen, wie mich das nervös und geradezu unbrauchbar für alles macht, dies verwünschte Suchen und Jagen und Hasten. Diese Aufregung, dies Fieber, das überall und immer dieselbe Gestalt erblickt, und die Ermattung der hundertfachen Enttäuschung. An jeder Straßenecke steht man still und starrt in alle vier Winde, denn man könnte sie ja übersehen. Daß ich jeden Tag um die Stunde, wo ich sie damals, als ich mit dem Oberst ging, gesehen hatte, die Gegend da auf und ab berenne, ist selbstverständlich. Und dann diese verwünschten Ideen, daß ich's hätte anders machen können, daß es tausendmal klüger gewesen wäre, einen festen Anhaltspunkt durch Nachgehen zu gewinnen, statt ihr durchaus von vorn entgegenzukommen, nur um einen fliehenden Moment lang in diese Augen sehen zu können. Wie viel tausendmal besser wäre es gewesen, wenn ich ihre Wohnung, ihren Namen gewußt hätte! Bis in die sinkende Nacht hätte ich ihr folgen sollen —

und das alles gab ich d'ran, eines Blickes, eines Grußes wegen!

Stangen und Below wittern etwas. Sie quälen mich mit ihren Witzen und bemitleiden mein elendes Aussehen. Uebrigens erzählte mir Stangen, als wir im Ausstellungspark beim Sekthäuschen standen, ziemlich unvermittelt, daß Anny Diest nach achtjähriger Ehe die Welt erfreuen würde! Mir ziemlich egal. Stangen schien anders zu denken. Der alte Junge sah ernst, beinahe traurig aus. Mir klebte die Zunge am Gaumen, und die Verzweiflung, meine himmlische, blasse Göttin heute hier nicht zu finden, machte mich eisig gegen eine Sache, die mir sonst doch einige Fragen entlockt hätte.

Weiß Gott, der Mann hatte recht, der die Liebe eine Krankheit nennt. Fieber, Appetitmangel, Schlaflosigkeit, Abmagerung, allgemeine Stumpfheit.

Den . . Juni.

Komme eben vom Oberst. Tief, tief beschämt. Wie gütig, wie verständnisvoll war der Mann! Ja, arme, gute Mietze, ich habe deinen Rat in vollster Ausdehnung befolgt, ich habe deinem edlen Vater die ganze Wahrheit gesagt. Ich habe zu ihm gesprochen wie der jüngere Mann zu dem älteren, wie der Sohn zum Vater — nicht nur, wie der junge Lieutenant zu seinem hohen Vorgesetzten. Und ich wurde verstanden. Ich habe ihm gesagt, daß es ein Weib war, daß es eine heiße, tolle Neigung sei, die mein klares Denken so völlig verwirrt habe. Und mir wurde verziehen. Wie unsäglich gern hätte ich die gütige Hand an meine Lippen gedrückt! Wie unsäglich gern meinen Dank in heiße Worte gekleidet, aber ach! dergleichen kann ich nicht! Wie eine eiserne, unübersteigliche Mauer liegt eine sonderbare Scheu und Scham vor meinem Fühlen in großen Augenblicken. Ich kann nicht hinübersetzen, obwohl ich ganz sicher bin, daß oft, und so auch diesmal, ein völliges einfaches Menschsein, sehr, o, sehr am Platz gewesen wäre! Der Oberst hatte mich ganz persönlich lieb, er hat es noch. Er sah mich ein-, zweimal so fragend, so beinahe kummervoll an. Ich blieb verlegen, knapp, kühl, formell. Und in mir war ein Chaos.

Er entließ mich gnädig, aber mit einem Seufzer.

Wie weh mir der that!

Den . . Juni.

War heute in Schöneberg bei Kerski. Es geht ihm ganz gut. Ein ganz sonderbares Verhältnis zwischen uns. Warm und doch unsicher. Den „Herrn Hauptmann" hat er ganz abgelegt, aber mir war, als habe er mir irgend etwas Großes zu sagen. Als ich ging, hielt er immer wieder meine Hand fest und sah mich mit seinen großen Italieneraugen — das ist nämlich wirklich eine Schönheit an dem kleinen Kerl — immer so bittend an. Von Verrücktwerden ist keine Spur, sagte mir der Anstaltsarzt. Hochgradige verschleppte Nervenüberreizung.

Ziska Gravis — —?

Apropos Gravis! Stangen und Below hatten ihm natürlich gleich Besuch gemacht. Wir sind auch morgen zum Diner gebeten.

Den . . Juni. Zwei Uhr nachts.

Below und Stangen schlummern dicht bei mir. Der eine in meinem Bett, der andre auf dem Sofa. Ich selbst schlage mein Lager nachher mit Knopfs Hilfe ganz feldmäßig im Flur auf, Matratze und Decke. Ist ja Sommer, und es schläft sich köstlich mit dem Gefühl, den Kameraden so und so viel Groschen für Hotel zu ersparen. War eben in Knopfs Kammer, um dem braven Kerl zu befehlen, ins Bett zu gehen. Ich kann mich doch wahrhaftig allein ausziehen, bin doch kein gichtbrüchiger Greis, aber bewahre, das gibt's nicht bei Knopf. Wie eine Bachstelze, fuhr er vom — ja auf Ehre! vom Gesangbuche auf, als ich eintrat. „Gebet bei Sturm auf hoher See" — „Herr Lieutenant befehlen?"

„Daß du zu Bett gehst, Mann. Ich will noch zwei Worte schreiben, aber der Gedanke stört mich, daß du auch wach bleibst. Es ist zwei Uhr, Knopf, und du mußt um fünf Uhr wieder 'raus."

„Dann könnte ich den Herrn Lieutenant vielleicht gleich ausziehen, Herr Lieutenant haben ja den alten, guten Wintermantel."

„Na meinetwegen!" sagte ich lachend und ließ mir das unglaublichste Negligé gefallen, nur um den Guten seinen Gesangbuchliedern zu nächtlicher Weile entziehen zu können.

Jetzt sitze ich (in einem Kostüme! Gottlob, daß „sie" mich nicht sehen kann) und schreibe. Below schnarcht derartig, daß ein Tauber „herein" rufen würde — und Stangen! Der

liegt schlecht auf dem Sofa — sehr tief mit dem Kopf und die Steppdecke reicht nicht recht — wie das bekannte Bild in den „Fliegenden Blättern" es zeigt — und er flüstert nun schon zum drittenmal ein Wort, das wie „Talmi" klingt — kann aber auch „Anny" sein.

Das Diner bei Gravis war, wie immer, tadellos. Die Ziska reizend, wie ein Sommernachtstraum — ich übersprang den Ausstellungsabend und blieb gern. Ich saß am Kamin (an demselben!!) und sah sie am Klavier. Below drehte ihr die Noten um — Stangen saß an der Wand und sah sentimental aus. Sie spielte den Chopinschen Trauermarsch. Die Hölzchen im Kamin knisterten, es duftete nach Harz, nach Wald. Der Diener ging mit einer silbernen Schaufel geräuschlos durch all die herrlichen Räume und schüttete Bernstein auf die rotglühende Platte. Die Kinderaugen der kleinen Frau richteten sich beim Spiel einmal auf mich. An was erinnerte sie mich doch — an was? Richtig — jetzt komme ich darauf. Ich hatte als Junge einen kleinen, noch ganz jungen Hund — er fraß Gift und starb — so hat der mich damals angesehen, als ich halb scheu, halb neugierig an Hündleins Sterbelager stand.

Gravis saß mir gegenüber am Kamin. Einmal sah ich auch seine Augen wie in ernster Frage auf mir ruhen — es war in dem Augenblick, als ich jenen ersterbenden Blick seiner Frau empfing — — — ich fühlte die grausame, verräterische, so unsäglich unmotivierte Röte der Scham mein ganzes Gesicht färben — — und neigte mich gegen ihn, und während sie spielte, die arme Kleine, flüsterte ich, ohne ihres Spiels zu achten, dem Freunde zu, daß ich liebte und wie innig ich liebte — das blasse, schöne Weib aus dem Ausstellungspark.

Er lächelte.

„Ich glaube, alter Arnold, du hast dich an den Rechten gewendet. Den Generalstäbler meine ich zu kennen, nach deiner Beschreibung. Morgen gehen wir zusammen."

Wie mich das durchleuchtete! Wie gern ich abgegeben hätte von meinem Glück!

Ziska, du holdes, zauberhaftes Geschöpf! dürfte ich dir eine glückliche Stunde geben, ich thät's, denn ich hoffe auf Glück!

Wie sonderbar anders fühlt man doch als Mann! Ich bin sicher, kein Weib der Erde wäre im stande, einen Mann aus Mitleid zu umarmen, ihm eine Stunde Glück zu geben,

einem Mann, von dem es sich verzweiflungsvoll geliebt weiß, weil und während sie auf den Einzigen sichere Hoffnung setzen darf. Und wir — denn sicher ist's auch den Kameraden so ums Herz, sicher. Wir können, ohne Sünde am Geliebtesten zu thun, ein leidendes Frauenherz tröstend küssen, weil und während uns die Hoffnung auf unsäglich Glück im Arm der Einzigen strahlend wirkt.

Den . . Juni.

Mit dieser Philosophie erbaute ich gestern Oelsen und Brenken, die ich in der Ausstellung traf. Meine beiden Gäste hatten Vergnügungen vor, bei denen ich ihnen nicht absolut behilflich zu sein brauchte. Ich glaube, sie gaben Mietzi und Tietzi ein kleines Souper und fühlten sich zu zweien stark genug.

Zum erstenmal hörte ich da den reservierten Oelsen herzlich lachen über meine Philosophie. Brenken sah zur Abwechselung ernst aus und meinte, die Auffassung dieses Unterschiedes zwischen Mann und Weib sei schön, aber so alt wie Salomo, und er seinerseits glaube, daß es auch Frauen gäbe („und oft nicht die dümmsten", meinte er), die ganz bequem einen lieben könnten und den andern trösten. Ich weiß nicht — so sehr mag ich das übermütige Kurtchen nicht.

Von der grauen Dame nicht die Spur. Das kann mich aber noch nicht ermüden. Und wenn ich hundertmal vergeblich hoffe, sie ist es wert. Ich habe eine gewisse Antipathie dagegen, sie durch die direkte und indirekte Vermittlung von Gravis und dem Generalstäbler kennen zu lernen. Zu Gravis sprach ich eigentlich auch nur, weil ich ihm geradezu sagen wollte, daß ich nicht seine Frau liebte, obwohl er das auch nicht vermutete. Jedenfalls nicht, um einen Bundesgenossen zu gewinnen. Man macht solche Sachen als Mann lieber ohne Freund ab.

Den . . Juni.

Stangen, vom Souper mit Mietzi und Tietzi sehr angegriffen und verkatert, ist den ganzen Abend gestern zu Hause geblieben. Below sitzt der Ziska zu Füßen. Natürlich! Stangen thut mir leid — er ist von den Kameraden im alten Regiment mir der liebste, und er scheint sich da bei der Anny Diest ernstlich mit dem Herzen engagiert zu haben. Er bereute das Souper mit den beiden Balletteusen, und ich fragte ihn, ob er ihm, dem Diest gegenüber, keine Reue fühle. Er sah

mich mit einem sonderbaren Blick an und sagte: „Nein.“ Es klang hart und trocken. Das versteh ein andrer. Ich kann mir ja manche Fälle denken, wo Milderungsgründe herrschen, wenn man die vermählte Frau liebt, aber — —. Und ein sonst so zartfühlender, anständiger Mensch, wie Gustav Stangen! Ich bin überzeugt, er hat mir nicht alles gesagt.

Den . . Juni.

„Wohl kann die Brust den Schmerz verschlossen halten,
Doch stummes Glück erträgt die Seele nicht!“

Und meine Seele bricht vor Glück! Wem soll ich's sagen? Wem kann ich's sagen? Gravis gewiß. Und wem will ich's sagen: Ach! Keinem — keinem.

„Wolle keiner mich fragen, warum mein Herz so schlägt,
Ich kann's nicht fassen, nicht sagen, was mich bewegt!
Als wie im Traume schwanken trunken die Sinne mir —
Alle meine Gedanken sind nur bei ihr!“

Gott Dank für die Tagebuchidee! — Da kann man sich rückhaltlos aussprechen, sich erinnern und überlegen, zurücknehmen und verdoppeln, ohne sich lächerlich zu machen, und ich sitze da auf meinem unbequemen Sofa gegen zwölf Uhr nachts und vertraue diesem lieben alten Diarium mein blödsinniges Glück!

Meinem Vorsatz, meiner Methode streng und unentwegt getreu, war ich alle Abend im Ausstellungspark, wenn es das Wetter wahrscheinlich machte oder möglich, daß sie dort war. Bis jetzt habe ich kein Glück gehabt.

Seit vierzehn Tagen nichts.

Als ich mich heute gegen sechs Uhr entschloß, zu gehen, hatte ich lange geschwankt. Der Himmel war grau bezogen, die Steinmetzstraße rauf und runter jagten kleine Wirbelwinde voll Staub und Spreu.

Sollt' ich gehen oder nicht? Lohnte es? Ja, wer konnt' es sagen? Beim herrlichsten, zweifellosesten Sommerwetter hatte ich sie nicht entdeckt — vielleicht liebt sie es, bei Sturm und Regen dort zu lustwandeln.

Von dem schönen Glauben, daß sie heimlich wie ich denken könnte und gleich mir tagtäglich den Ort besuchen würde, wo sie mich einmal gesehen, war ich doch etwas zurückgekommen.

Stangen und Below sind abgereist. Ich bin allein, habe nichts vor. Ausstellung ist in jedem Fall ein erschwingbares Vergnügen. Die Gastfreundschaft hat mir ein Loch in die fünfhundert Mark gemacht, und ich habe mich entsetzlich rasch daran gewöhnt, für andre bezahlen zu dürfen und nicht erst beiseite den Inhalt der Börse zu überfliegen. Ich gehe also auf jeden Fall.

Wie ich da so auf der Pferdebahn stehe und schon vom Potsdamer Platz bis an die Moltkebrücke bin, fängt es an zu tröpfeln. Recht angenehm! Was thun? Ach, was! Im schlimmsten Fall ist ja da im Park die Glashalle, wo man gedeckt essen kann. Aber ich ziehe es doch vor, jetzt im Wagen Platz zu nehmen. Mein elegantes Civil ist mir zu schade und noch nicht einmal ganz bezahlt! Ich setze mich und — sehe geradezu in das blasse, himmlisch schöne Gesicht meiner Ersehnten! Ich fiel nicht in Ohnmacht, ich sank ihr nicht zu Füßen, ich behielt meine Fassung und mit einem eisig vornehmen Lächeln hob ich leicht den Hut gegen sie. Neben ihr saß etwas — in einem Umhang und Damenhut — mit dem sie sprach. Also Vorsicht! Sie war nicht allein. Natürlich nicht.

Welch eine Gnade des Himmels, daß man sein Gesicht und Wesen im Zwang hat! Denn ich litt — wahrhaftig — ich litt und mußte des öftern mein Gesicht leicht mit dem Taschentuch überfahren, um meines Ausdrucks Ruhe ganz tadellos bewahren zu können.

Einen Moment zwar sah ich fast verängstigt nach ihr hin — denn mir fiel ein, daß sie wahrscheinlich bei dem Wetter nicht zur Kunstausstellung wollte, sondern irgendwo in Moabit aussteigen würde. In dem Falle war ich fest entschlossen, ihr zu folgen. Aber sie erhob sich, als der Beamte „Ausstellungspark“ in den Wagen meldete. Ich folgte in einiger Entfernung. Zum Glück hatte es aufgehört zu tröpfeln. Halb selig, halb verzweifelt ging ich hinterher. Keine Idee von irgend einem Feldzugsplan. Wenn mir der Zufall nicht zu Hilfe kam, wurde die Sache fad. So ging's nicht länger.

Sie machte mit ihrer Begleiterin einmal die Runde, ich folgte. Noch einmal! Ich heftete durch das Menschengewühl meine Augen fest auf die schlanke, graue Gestalt, in reiner Todesangst, es könnte mir mein Pech einen lieben Bekannten in den Weg führen, der ganz entgegengesetzte Wünsche hätte als ich und mich mit Unterhaltung langweilte. Da fiel es

mir plötzlich auf, daß sie mit der andern fast gar nicht sprach, ja zuweilen den Kopf so sonderbar bewegte, als suche sie jemand und wolle sich natürlich nicht umsehen. Schon fühlte ich jenes heiße, selige Rauschen vom Herzen zum Kopf, denn meine glühenden Wünsche raunten mir zu: sie sucht dich! Da — verwünscht! — zehntausendmal — blieb sie stehen — und vor ihr der Generalstäbler mit dem schönen Profil. Hatte sie den gesucht? Es schien fast. Eiskalt legte es sich auf mein heißes Herz. Zu jäh hatte sich meine strahlende Hoffnungssonne verborgen. In diesem Augenblick ging ich langsam an ihr vorbei. Wo ich den Mut und die Berechtigung hernahm, ich weiß es nicht. Wahrscheinlich aus der Aufrichtigkeit meiner Liebe, aus der Verzweiflung der jähen Enttäuschung — genug, ich heftete einen langen, vorwurfsvollen Blick in ihre Augen, die sie natürlich gegen den nah vorübergleitenden Cylinderhut wendete. Jetzt dankte ich Golzen inbrünstig für die Idee, mir dies hochanständige Civil anzuschaffen. Ich fühlte die Ausgabe damit reich bezahlt. Schade, daß der Schneider nicht so ideal dachte. Natürlich, ich empfand es, ich sah es so von der Seite, sie und er blickten mir prüfend nach. Er hatte zum Glück meinen Blick nicht gesehen, da er nur Augen für ihre hatte. Aber sie!

Ich ging weiter, blieb stehen bei der Vermouth-Italienerin, denn ich merkte, daß sie sich mit ihm in Bewegung gesetzt hatte und daß sie nun hinter mir herkamen. Zu verfehlt! Aber entschlossen war ich, irgend etwas heute zu erreichen. Als sie an der Vermouthbude vorbei waren, ging ich wieder sachte hinterher. Der Boden war etwas feucht, und ich sah, wie sie die Schleppe ihres Kleides etwas höher als gewöhnlich hob. Ein weißer Spitzenrock und zwei wundervolle Füßchen. Zum Unerhörten fähig fühlte ich meine Nerven gespannt. Und wenn der Oberst selbst jetzt gekommen wäre, ich hätt ihn, glaube ich, einfach unter den Arm gefaßt und gezwungen, mir beizustehen.

Zu was? Ja, da lag der Haken! Eine Frau, die man wahnsinnig liebt, die man absolut nicht kennt, der man sich nicht zu nähern wagt, ist wie ein Aal in der bloßen Hand — er entschlüpft auf alle Fälle. (Sehr poetischer Vergleich — mir fällt aber kein andrer ein.)

Aber es kam anders! Sie hielten an. Sie nahmen einen Tisch und setzten sich. Ich hatte den Mut, gleichgültig weiter zu gehen. Ich ging wirklich noch einmal die ganze Rennbahn herum, in Todesangst natürlich, daß sie ihren Platz gewechselt

habe oder daß alle Tische in der Nähe besetzt seien. Kam wieder an die Stelle, sah sie noch da sitzen, trat an den Tisch, in der Nähe, der mir am bequemsten stand, wo ein Jüngling aus irgend einem Schnittwarengeschäft mit seiner „Braut" saß, berührte mit einem Gemurmel meinen Hutrand und setzte mich zu dem Pärchen. Entsetzlich! Zudringlich, taktlos, impertinent — alles, was ich sonst nicht gerne wäre. Aber die Not meines Herzens schrie zum Himmel. Ich hielt aus und — o Wonne! die braven, jungen Leute erhoben sich bald. Dies unverschämte à trois, das ich ihnen aufdrang, war ihnen doch zu wenig programmmäßig. Der gute junge Mensch grüßte mich noch. Ich nahm diesmal den Hut ganz ab gegen die kleine Dicke an seinem Arm. Nun hatte ich freie Aussicht.

Schön war sie — aber nicht beruhigend. Ich bin im ganzen ein billig und gerecht denkender Mensch oder glaube es zu sein: der Generalstäbler war entschieden gefährlich. Er saß neben ihr, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, und lächelte und sprach auf sie ein.

Sie lachte und schüttelte das Haupt. Was sie sprach, konnte ich nicht verstehen. Er ließ sich nicht so leicht zurückschlagen, aber sie schüttelte wieder den Kopf. Was wollte der Mensch nur! Ich wurde nervös und bestellte bei dem Kellner, der fragend an mich herantrat, ein Glas Bier.

Aha, die Handschuhe wollte er, den Duft der kleinen warmen Pfötchen einziehen, sich die dicken Backen damit streicheln! Sie fing an die Handschuhe auszuziehen, und — o! Gott der Liebe — begegnete meinen Augen! Aber ich sah es mit zehn Grad unter Null im Herzen — sie zog sie doch aus und gab sie ihm. Zwar nicht alle beide, aber doch einen. Ach, diese Hände, diese Arme! Na, es war zum Tollwerden. Eine Weile starrte ich in mein Bier und überlegte, ob ich nicht die ganze Geschichte in tausend Granatstücke zerschmettern sollte, aufstehen, weggehen, irgend eine Balletteuse poussieren, denn gegen einen sechsschühigen, bildschönen Generalstäbler war doch nicht aufzukommen — und blickte auf, wie magnetisch, elektrisch, telephonisch berührt und gerufen! Sie sah mich an. Täuschte ich mich in dem schauderhaften trübseligen Laternenlicht — oder sah sie auch vorwurfsvoll aus?

Hätte ich Sekt gehabt! Ach, mein volles Glas an die Lippe: Dir! Deiner Schönheit — bis auf die Neige! Aber ein schaler Rest Dreherschen Bieres! Unmöglich! Gleich blickte sie wieder fort und zeigte dem Generalstäbler eine Postkarte,

schien es — dann auch, als er lachend, den Kopf schüttelte, der Dame im Umhange. Diese nickte und las die Karte. Ich verstand nur einmal: „whatever my darling —“ Sie hatte eine englische Postkarte erhalten und konnte sie entweder nicht übersetzen, oder nicht entziffern. Ach! und ich! Ich konnte so gut, so vorzüglich gerade englisch! Meine erste Liebe — ich zählte zwölf Jahre — war eine englische Gouvernante gewesen, bei meiner Cousine. Und jede Art von verrückter Handschrift konnte ich entziffern! Was aber half das alles? Da plötzlich zuckte ich zusammen. Sie erhob sich und verließ mit ihren Begleitern den Tisch. Verließ ihn, ohne auch nur einen halben Blick nach mir zu wenden, obwohl sie wissen mußte, daß ich sie grüßen würde!

Im nächsten Augenblick erhob ich mich auch, aber nicht um ihr wieder stupide nachzurennen. O nein. — Ich trat hastig an den verlassenen Tisch. Ich bückte mich und hob einen grauen, langen Handschuh auf und — eine halb durchgerissene, auf dem Tische liegende Postkarte. Beide Sachen einstecken und wie im Traum, sozusagen mit angehaltenem Atem fortgehen, war selbstverständlich.

Ich schlenderte langsam hinauf nach dem Pavillon, dort war's hell. Ich fühlte Leben in meinen Adern, Hunger und Durst. Ich setzte mich und bestellte ein kleines Souper und eine halbe Sillery mousseux. Es war eine Ruhebank auf dem Wege des Lebens. Eine Ruhebank, auf der sich ein glücksdurstiger, abgehetzter Mensch eine Minute oder zwei niederlassen durfte und ruhen, den seligen Blick dem barmherzigen Himmel zugewendet.

Ein Handschuh — und eine Postkarte, auf der vermutlich ihre volle Adresse stand — —

Absichtlich oder nicht?

Von draußen über den See zogen die süßen Melodieen des seligen Liebesliedes „Liebchen, komm mit mir ins duftige Grün“. Dabei zündete ich eine wunderbare Cigarette an, lehnte mich in meinen Stuhl zurück, noch einen Blick auf die smaragdgrünen, im bengalischen Zauber sprühenden Strahlen der großen Fontäne, und zog den langen, grauen, nach einem fremden, wunderlichen Parfüm duftenden Handschuh heraus und die englische Karte.

Langsam, ganz langsam. Den Genuß hinausziehen so lange wie möglich — er konnte mir ja nicht entgehen. Was nun kam, war Kinderspiel. Gesiegt!

Auf der Karte las ich zuerst die Innenseite — eine einfache Theeeinladung — dann die Adresse der Himmlischen:

Frau Baronin Elisabeth von Landry
geb. Freiin von Santy-Elms
Berlin
Tiergartenstraße Nr. . . .

Den . . Juni.

Ich habe einige Tage ganz gegen meine Gewohnheit nicht mit meinem geistigen Spiegel verkehrt. Ich konnte mich nicht so behaglich hinsetzen und schreiben. Ich hatte eben das bekannte Fieber — die Krisis war vorauszusehen.

Es versteht sich von selbst, daß ich auch sonst zu nichts zu brauchen war. Weit in nebelhafter Ferne lag die Kriegsakademie, und in voller Ausdehnung gehorchte ich dem Wunsche des Obersten, vorläufig alles Streben nach Kriegsakademie und Generalstab aufzugeben und mich nur mit Leib und Seele den Forderungen des Tages zu widmen. Ich that meinen Dienst zur Zufriedenheit Golzens. Der war jetzt während Kerskis Krankheit mein Vorgesetzter, als ältester Premier. Sonst that ich eigentlich nichts. Auf Erden kümmerte mich nichts weiter, nicht einmal das Zusammenschmelzen meiner fünfhundert Mark und meine Schulden, des Obersten gesunkene Stimmung und der schwermütige Gruß seiner bleichen Tochter. Doch — nein. Der rüttelte mich doch etwas unsanft. Eines Nachmittags ging ich hin und ließ mich bei dem gnädigen Fräulein melden. Ich wurde angenommen in einem einfachen, behaglichen Wohnzimmer, das kein Salon und kein Boudoir war. Weiße Gardinen — keine Chaiselongue — blühende Töpfe auf dem Fensterbrett, keine persischen und japanischen Vasen und, obwohl mit Argwohn und Abneigung gegen dies Mädchen, konnte ich doch nicht umhin, mich des Dichterwortes zu erinnern: „Nicht jedes Mädchen hält so rein", während ich einen Moment warten mußte, bis sie kam. Da war nichts von dem Luxus, dem Komfort, dem großen „Stil" der andern Häuser, die ich besuchte, und doch war Frl. v. Salewski wohl recht sehr in der Lage, es all diesen zuvorzuthun.

Sie kam bald. Häßlich angezogen, greulich frisiert, und sah schrecklich elend aus. Kaum zwanzig Jahre und schon so die richtige alte Jungfer. Ich sah sie im Geist neben „Ihr", Elisabeth, Baronin von Landry, geb. Freiin von Santy-Elms.

Und wonnig dehnte sich mein Herz. Wenn ich aber glücklich bin, gibt's nur einen höchsten Gipfel. Abgeben! Beglücken! Erfreuen zum mindesten!

Ich hatte Frl. v. S. noch nie die kleine braune Hand geküßt. Bei Mädchen ist's ja ohnehin nicht Sitte, aber jetzt that ich's, indem ich ihr dankte für ihre Gnade und Güte, sich meiner Verschuldung zu erbarmen und mir den Weg zur Rettung zu weisen.

Ich fürchte, mein Ton hat ohne Absicht leichtfertig und witzelnd geklungen, sie sah mich traurig an, und ich wurde darob unsicher und verlegen. Das kleidet mich nicht. Schrecklich aber wahr. Ich kann mich nur eines „esprit d'escalier" rühmen. Am Platze selbst benehme ich mich immer ganz außerordentlich unvorteilhaft.

Sie erwiderte kein Wort und fing nach einer leichten Pause an, von andern Dingen zu sprechen. Ich aber fühlte, fühlte intensiv, daß der Blick ihrer Augen sagte: „Ich habe es gethan, aber ich sehe wohl, ich hätte es lassen können."

Ich ging bald, und sie neigte nur in ihrer sanften Art tief den Kopf, aber ihre Hand reichte sie mir nicht.

Ich war unzufrieden mit ihr und mit mir. Ich zuckte die Achseln und glossierte im Geist jedes ihrer Worte.

Bah — was ging mich das alles an! Meine Sterne standen höher!

Als ich zu Hause eintrat, da lag ein seit drei Tagen heiß, sehnsuchtsvoll, atemlos erwarteter Brief auf dem Tisch. Er mußte der Ersehnte sein. So hatte noch nie einer ausgesehen, den ich empfing, obwohl er nur ganz, ganz einfach war. Ein großes, weißes Couvert ohne Monogramm, ohne Wappen, ohne alles Kokette — mit einer stolzen, spitzigen Schrift.

Ja, aber nun muß ich erst sagen, wie es denn so eigentlich zugegangen war, daß der heißersehnte große Brief dalag. Ich hatte mich noch in derselben Nacht hingesetzt, als ich vom Ausstellungspark kam, wo ich den Handschuh und die Adresse gefunden hatte, und hatte geschrieben.

Erst hatte ich überlegt, ob ich nicht lieber warten, einen Briefbogen und Couvert von raffinierter Schönheit komponieren lassen sollte und parfümieren — dann aber hatte ich kurz entschlossen gedacht: Nein! Einfach, klar, männlich! Laß die poetischen Aeußerlichkeiten den weibischen Männern! Bedenke, wie viel solcher parfümierten Billets „sie" bekommen mag. Sei ein Mann, ein Soldat, der auf Aeußerlichkeit und Firle-

fanz des Geckentums unsrer Zeit keinerlei Wert zu legen braucht. So nahm ich einen glatten, weißen, großen Bogen und schrieb:

„Hochverehrte, gnädige Frau!

Gestatten Sie mir, Ihnen zwei zurückgelassene Gegenstände zuzustellen: einen Handschuh und eine Postkarte. Meiner persönlichen Freude, diese Gelegenheit ergreifen zu dürfen, wage ich nicht Ausdruck zu verleihen. Ich weiß und habe gefühlt, daß Sie, gnädige Frau, solche Aeußerungen nicht lieben oder erlauben. Die Sitte unsrer gekünstelten und unnatürlichen Zeit erlaubt in vielen Fällen nicht das Natürliche und Gegebene. Man darf sich einer vornehmen Dame nur unter sehr ernsten Bedingungen nähern, und ich habe nicht das Glück, eine dieser Bedingungen für mich in Anspruch nehmen zu dürfen. Meine verehrungsvolle Bewunderung, gnädige Frau, darf ich daher nur aus der Ferne zu Ihren Füßen legen. Wollen Sie gnädigst befehlen, wie und wann ich Ihnen die Gegenstände zustellen darf.

In der Hoffnung, hochverehrte, gnädige Frau, daß mir doch einmal die Gelegenheit wird, mich der herkömmlichen Sitte gemäß Ihnen vorstellen zu lassen, zeichne ich mit ehrfurchtsvollem Handkuß

Arnold Meister,
Lieutenant im Garde-Fuß-Artillerie-Regiment.

Und nach drei Tagen und drei Nächten, in denen ich überhaupt kein Mensch gewesen war, sondern nur eine Maschine, lag da die Antwort:

„Sehr geehrter Herr Meister!"

Ich lächelte befriedigt. Wie mir das gefiel! Schlechtweg meinen einfachen Namen gab sie mir, ohne es für nötig zu halten, ihn mit dem Titel „Herr Lieutenant" zu heben, wie es doch fast die ganze Gesellschaft in beleidigender Höflichkeit thut. Nein, Herr Meister! Jeder gestern geadelte Müller wird von den Damen Herr von Müller genannt, jeder bürgerliche Lieutenant heißt womöglich nur Herr Lieutenant, indem man seinen Namen schonungsvoll ganz unterschlägt und dem armen Kerl mit dem „Herr Lieutenant" doch so etwas von Wert verleiht. Mich hat das immer peinlich berührt, wenn eine Dame sich wie ein Bursche ausdrückt: Herr Lieutenant! Mein Gott,

ich heiße Herr Meister und bin auf meine Ehre zufrieden mit meines Vaters gutem Namen. Na, das nebenbei. Jedenfalls stieg „sie“ für mich noch eine Stufe höher. Eine echte, eine wirklich vornehme Frau! dachte ich. Also weiter:

„Meinen herzlichen Dank für die Bewahrung der zurückgelassenen Gegenstände. Ich erinnere mich Ihrer Persönlichkeit recht gut. Ihr Brief und sein Ton gefallen mir, und ich glaube keinen Mißgriff zu begehen, wenn ich gestatte und bitte, daß Sie mir den vermißten Handschuh (auf die Karte lege ich keinen Wert) persönlich bringen, sofern es Ihre Zeit in den nächsten Tagen erlaubt. Am angenehmsten wäre mir Ihr Besuch zwischen fünf bis sechs Uhr nachmittags.

Ihre sehr ergebene

Elisabeth von Landry,
geb. Freiin von Santy-Elms.
Tiergartenstraße Nr. . .“

Den 15. Juni.

„Kaiser Friedrich — Erlöst! Mein Herr, mein Kaiser, mein Vorbild! Was sind alle kernigen Sprüche unsrer Besten im Volk, alle hohen und weisen Worte unsrer Fürsten auf dem Throne, gegen diesen letzten Gruß an die Menschheit: Lerne leiden ohne zu klagen!“

Den . . Juni.

Ich komme eben von ihr. Meine Seele und meine Sinne — alles in Aufruhr. Das läßt sich nicht beschreiben. Aehnliches habe ich nie in meinem Leben gesehen und geglaubt.

Nachdem ich förmlich gemeldet und angenommen war, trat ich in ihr Boudoir.

Mattes goldfarbiges Licht unter seidenen Schirmen füllte den behaglichen Raum.

Sie saß am Kamin auf einem niedrigen Diwan. Vor ihr standen Rosen und Heliotrop in Vasen, Schalen, Krügen. Ein silbergraues, ganz glattes Tuchkleid umfloß ihre herrliche Gestalt.

Ach, diese großen blauen Augen mit den schwarzen Wimpern und dem melancholischen ernsten Blick, die ruhigen, edlen Züge, der feine, ausdrucksvolle Mund mit dem ganz kleinen rötlichen Fleck darüber, das stark vorstrebende Kinn, die braunen Flechten an den blassen Wangen, und aus den

Aermelspitzen die weißen, schlanken Arme mit den Händen, an denen Rubin neben Rubin flimmerte. Sie schien eine ganz besondere Vorliebe gerade für diese Steine zu haben.

Sie stand auf und gab mir die Hand, die ich an meine Lippen führte. Keine Spur irgend eines aufdringlichen Parfüms — die ganze Frau war Duft. Ich war nicht im stande zu reden. Stumm beugte ich mich über diese rubinflimmernde Hand, mit der Linken den Säbel haltend, damit er nicht rasselte.

Dann saß ich auf einem niedrigen Sessel ihr gegenüber. Zwischen all den Rosen auf ihrem Kamintischchen stand ein silbernes Theegeschirr. Sie hatte ihre Tasse noch voll, und sie bot mir auch eine Tasse „five o'clock“ an. Ich nahm an. Und wenn sie mir einen Löffel Arsenik angeboten hätte mit diesem großen, traurigen Blick — ich würde dankend acceptiert haben.

In einer Viertelstunde waren wir weit ab von den gewöhnlichen Eingangsthemen und hatten uns förmlich eingesponnen in ernste, tiefe Unterhaltung. Dies Antlitz hatte nicht gelogen. Es war das richtige Spiegelbild einer großen, edlen, echt weiblichen Natur, die Schweres und Trauriges erlebt hatte, der das Leben nicht in Spiel und Tanz vorüberflog, sondern die Kampf und Entbehrung recht wohl kannte. Und dabei diese himmlische Ruhe, diese sanfte Gelassenheit in ihren Bewegungen, ihrem Gesicht, die mir jede peinliche Erregung nahmen, jede Aufregung bannten und über die heftig rollenden Wogen meines Empfindens das Oel sanfter Befriedigung gossen, mir das wohlthuende Bewußtsein gebend, daß ich mich so gut und vorteilhaft benahm, wie ich eben konnte. Keine Verlegenheit, keine Unsicherheit zwischen uns, als hätten wir uns schon lange, lange gekannt, schon oft und oft so plaudernd am Kamin gesessen und das Hingehen der Stunden vergessen. Wie reizend, sie fragte nach meinen Eltern und meiner Heimat, und als ich ihr von meiner Mutter erzählte, da reichte sie mir plötzlich in einer so sanften, so mütterlichen Art die Hand — und ein leiser feuchter Schleier legte sich über die schönen Augen, die sich aber dabei ruhig und fast herzlich in die meinen hefteten.

„Wenn mein Kind lebte, würde es vielleicht einst auch so schön von mir gesprochen haben —“

„Tot?“ fragte ich leise, ihre Hand sanft in meiner haltend.

Sie neigte das Haupt.

„Tot. Es war mein einziges. Alles tot — alles.“

Ich schwieg. Eine so mächtige Bewegung hatte mich erfaßt, daß ich Mühe hatte, darüber Herr zu werden. Schweigend sah ich zu Boden.

Hinknieen hätte ich mögen und ihre Hände halten und ihr Leben und Seele zu Füßen legen.

Als ich aufsah, lächelte sie ernst.

„Wie merkwürdig das doch mit uns ist," sagte sie sinnend, „ich muß mir's ordentlich klar machen, daß ich Sie nicht schon lange kenne, und Ihnen, Herr Meister, geht es gewiß ebenso mit mir. Wollte Gott, dies ruhige Gefühl des vollen Vertrauens, des besten Zutrauens hielte uns Wort!"

„Zweifeln Sie nicht, Frau Baronin," bat ich ernst, „Sie dürfen mir ganz und alles vertrauen. Ich hoffe, Ihre Worte zu verdienen — ich hoffe, daß Sie in einiger Zeit sagen werden, daß Sie einen aufrichtigen, einen immerdar treuen Freund an mir haben. Lassen Sie es meine Sorge sein, daß Sie Ihre schöne, einfache Natürlichkeit, mich heute so vertrauensvoll empfangen zu haben, nie bereuen."

„Es wäre schön, wenn es alles so sein könnte. Ich habe kein Glück. Ich verstehe nicht, meine Freunde zu halten. Nicht immer bin ich so friedlich, so gut und — und so ganz Ich, wie ich's in dem Augenblick war, als Sie eintraten. Man verkennt mich leicht. Ich gebe mich oft anders, als ich bin. Es quält mich oft eine seltsame Scheu, mein Denken und Fühlen zu zeigen, den Ernst und die Trauer, die aus der Vergangenheit herüber meine Seele nie loslassen! Nur nicht Mitleid, nur nicht mit mir weinen soll man. Lachen, heiter, lustig sein, nur nicht auf den Grund sehen. Da liegt so viel. Sie haben gewiß schon von solchen Leuten gehört, die lieber für schlecht, als für unglücklich gelten, lieber verdammt als bemitleidet sein wollen, und Gott weiß, daß ich nur das letztere verdiene. Nun wissen Sie es, und denken Sie daran, wenn auch Sie nicht mehr klug aus mir werden."

Sie lächelte, und ich fühlte, daß es Zeit sei zu gehen.

„Ich weiß nur eins," sagte ich, mich erhebend, „und das ist, daß ich viel eher an mir selbst zweifeln würde als an Ihnen, viel eher meinen eigenen Augen und Ohren mißtrauen als Ihnen. Alles das, was Sie mir sagten, habe ich eigentlich gefühlt, gewußt. Haben Sie nur die Gnade, anzunehmen, was ein bescheidener Lieutenant Ihnen zu bieten wagt — Leben, Gehorsam und Treue."

„Es klingt wie ein Fahnenschwur," sagte sie sehr ernst.

„Den man zuweilen mit seinem Blut zu besiegeln die Ehre hat," rief ich, mich hoch aufrichtend.

Sie sah mich an.

„Da sei Gott vor!" sagte sie langsam, und in ihre Augen kam ein so sonderbarer Blick, daß ich unwillkürlich näher trat.

Sie sah so unsäglich traurig, lieb und schön aus, daß ich im stande war, sie wie toll in die Arme zu reißen, wenn nicht plötzlich eine überraschende Veränderung mit ihr vorgegangen wäre. Fest und stolz bog sie sich zurück. In ihren blauen Augen lag nichts als eisige Ablehnung.

Ahnte sie, erriet sie in diesem Augenblick meine glühenden Wünsche? Und mißbilligte sie sie? Ums Himmels willen nur das nicht!

So förmlich als möglich verneigte ich mich und zog die Fingerspitzen, die sie mir reichte, so kühl als möglich an die Lippen und ging.

Ich war schon eine ganze Weile gegangen, als ich mich endlich wiederfand und sozusagen Bewußtsein und Ueberlegung wieder bekam.

Das Resultat war: diese oder keine! Leben, Gehorsam, Treue dieser oder keiner! An mir selbst, an Gott und der Welt, an allem, woran ich bisher geglaubt, will ich zweifeln, ehe an dir, Elisabeth!

Den . . Juli.

Ich war eben vom Dienst nach Hause gekommen und wollte schlafen, als es klingelte und Gravis kam. Der gute Wilhelm sah so ernst, so sorgenvoll aus, daß ich bis ins Herz hinein erschrak.

„Was ist geschehen?" stotterte ich, denn eine graue Flut von gräßlichen Möglichkeiten stieg in mir auf.

Er setzte sich auf mein Sofa und nahm sich, einer alten Gewohnheit folgend, eine Cigarette, legte sie aber, eben angezündet, wieder hin.

„Arnold — ich bin in schwerer Angst um meine Frau!"

„Ah — —." Jedes Wort versagte mir. Ich ging in den Alkoven und wusch mir die Hände. Er durfte, durfte mein Gesicht nicht sehen, lieber mochte er glauben, ich sei gleichgültig gegen seinen Kummer.

Als ich fertig war, kam ich wieder und „Nun, was ist mit deiner kleinen Frau?" fragte ich in möglichst leichtem Ton.

Gleich darauf bereute ich diesen Ton. Was sollte der Mann von mir denken? Meine alte schreckliche Art.

Rasch entschlossen setzte ich mich neben ihn aufs Sofa.

„Sag, Arnold," sagte er ernst, „hast du eigentlich gar keine Teilnahme mehr für deinen alten Freund — bist so ganz versunken in eigene Angelegenheiten?"

„Nein, Wilhelm. Hier hast du mich. Sag, was dich drückt. Ich stehe dir zu Dienst. Bestimme über mich!"

„Sieh mal, Arnold, ich kann die Geschichte nicht begreifen. Ist sie krank, oder verbirgt sie mir etwas — einen Kummer?"

Ich erschrak und begegnete seinem Blick.

Er lächelte. „Nun, nun, alter Freund, sieh nur nicht so entsetzt aus! Verrückt ist die Ziska nicht — aber sie hat ein Geheimnis. Hast du in der langen Zeit, die du hier allein mit ihr warst, nichts bemerkt?"

Ahnte er etwas? Hatte sie gesprochen, laut geträumt? Sollte ich reden, sie verraten? Mich reinwaschen? Schweigen?

Ich sprang auf und trat ans Fenster. Er folgte mir mit den Augen.

„Ich sehe, Arnold, du hast kein Interesse für meine Sorge."

Ich atmete auf.

„Du willst wahrscheinlich ausgehen, ich störe dich."

Er erhob sich. Rasch hielt ich ihn fest.

„Nein, Wilhelm, lieber Alter. Ich gehöre ganz dir. Aber wie ich deiner Frau oder ihrer Krankheit helfen soll, weiß ich auf Ehre nicht," sagte ich mit scharfer Betonung.

„Du meiner Frau helfen?" fragte er erstaunt. „Nein, du sollst mir nur erlauben, dir meine Sorge anzuvertrauen. Du bist aber so — so sonderbar — so erregt und nervös, Arnold — so von einem Extrem ins andre springend, daß ich schon merke, ich komm' dir ungelegen!"

Ich zuckte die Achseln, während ich fühlte, wie das Blut mir in die Stirne stieg. „Wann habe ich dir Grund gegeben, an mir zu zweifeln, Wilhelm?" fragte ich kurz.

„Als du — ja, Arnold — es ist nun mal so, als du so viel Geld im Spiel gewannst und dich mit deinem Hauptmann für eine Dame der Halbwelt — sagt man — schlagen wolltest, obwohl du mir noch kurze Zeit vorher sagtest, daß das Andenken an deine alte Mutter —"

Ich stieß unwillkürlich einen Laut zwischen Schreck und Staunen aus. Eine Dame der Halbwelt! — Seine Frau!

„Ja, Wilhelm, wenn du mir nicht vertraust, dann ist da nichts zu machen," sagte ich kalt.

„Adieu, Arnold! Laß nur, ich finde schon hinaus."

Am Abend aber war ich bei ihm. Ich hatte ja nun Zeit gehabt zu denken, zu überlegen, meine Geistesgegenwart wiederzufinden. Es war ja nur der Augenblick gewesen, der mich unvorbereitet fand.

Auch er war verändert — er war wieder der alte, der gute, liebe Freund.

„Zu nett von dir, Arnold, daß du kommst — und wirklich zu dumm von mir, dich jungen Menschen mit ehelichen Sorgen zu belästigen. Sag mal, lieber Kerl, wie geht denn die Geschichte nun mit deiner grauen Dame von der Ausstellung? Nichts wieder gehört?"

Ich war in doppelter Beziehung froh, sprechen zu dürfen. Er hörte zu, und lebendige Teilnahme malte sich in seinem Gesicht. Dann brach ich plötzlich ab und ging rasch auf seine Interessen über: „Höre, Wilhelm, du mußt mit deiner kleinen Frau fort. Sie hat zu lange in Berlin gesessen. Das verträgt die Stärkste nicht. Du mußt ins Ausland!"

„Wo denkst du hin? Sie haßt die klimatischen Kurorte und die öden Bäder, wie sie sagt. Das habe ich ihr natürlich längst angeboten. Sie ist ja bis jetzt alle Jahr monatelang auf Reisen gewesen. Dies Jahr auf einmal will sie durchaus nicht. Sie wird nervös, heftig und weint, wenn ich davon anfange."

„Dann mußt du entschieden einen Nervenarzt fragen, Wilhelm. Die Sache ist nicht unbedenklich — denn, Wilhelm — eine physische Ursache, eine große häusliche Umwälzung —"

Er schüttelte trübe den Kopf. „Nein, Arnold, nichts. Aber komm jetzt zu ihr. Du bleibst doch zum Abend?"

Ich hatte eigentlich eine brennende Sehnsucht, unter Elisabeths Fenstern umherzugehen, ein kleines Gedicht fertig zu machen, das ich für sie, an sie begonnen, beim Gärtner irgend eine merkwürdige Blume zu entdecken, um sie ihr zu schicken, aber ich befahl meinen Herzenswünschen Schweigen und blieb.

„Geh nur hinein. Du findest Ziska in ihrem Salon. Ich komme gleich."

Ich raffte mich zusammen und ging.

In dem bekannten Salon am Kamin stand das breite türkische Ruhebett, das sonst am Fenster stand, und da lag Wilhelms kranke Frau. Eine blauseidene Decke lag auf ihren Knieen, und die Flammen im Kamin, trotz Rosen- und Sommer-

luft, flimmerten in den Brillanten und Steinen, die sie in den Ohren und am Busen trug.

Ich kam langsam näher, ich fürchtete, sie zu erschrecken. Aber sie hatte sich wohl schon auf meinen Eintritt gefaßt gemacht. Sie drehte den Kopf ein wenig und hob den Oberkörper. Ihre rotblonden Haare waren aufgelöst (warum nur?) und fielen fast bis auf den Boden und tief über ihre runde Kinderstirn!

Gott! sah sie krank und fieberhaft — verrückt — (ja wahrhaftig!) und schön — kindisch schön aus! Sie sah mich mit ihren heißen Zigeuneraugen an und streckte beide Arme aus. Es war eine unbeschreibliche hilflose Sehnsucht in diesen Bewegungen.

Nichts, gar nichts anderes war darauf zu thun, als was ich that. Rasch zu ihr treten, einen Augenblick lang das Knie beugen und flüstern: „Gott helfe — Gott verzeihe uns — ist es denn so schlimm? Kann man sich denn gar nicht zusammenraffen? Müssen wir denn alle, alle in den Abgrund hinunter?"

Sie lächelte wie ein beruhigtes, getröstetes Kind, während ich rasch wieder aufrecht neben ihr stand. Wilhelm konnte ja jeden Augenblick eintreten.

„Es ist alles gut — ist jetzt alles gut. Ich bin schon ganz wohl. Bleibst du heute? So lange, so schrecklich grausam lange warst du nicht —"

Ihre Stimme brach — sie drückte ihr Gesicht in meine Rechte, und ihr weiches, dickes Haar umhüllte ihr Gesicht und meine Hand wie ein rötlicher Strom.

Ein Schauer ging durch all meine Adern. „Kind — Ziska! Bedenken Sie — seien Sie nicht so thöricht — so unvorsichtig! Ich kann am Ende für nichts stehen — denken Sie — gute, reizende, liebe Frau — denken Sie an das Ende dieses Weges — —"

„Ich will jetzt nicht denken. Ich will jetzt ausruhen ein paar Stunden. Jetzt ist hier die Welt und der Himmel und alles, du bist da. Ich sehe dich, ich fühle dich, o, sieh nicht so böse aus mit deinen geliebten Gewitteraugen."

„Haben Sie denn keine Idee, gnädige Frau, von Sünde und Schande, und daß ein Mann lieber stirbt, als daß er gegen den teuersten Freund, gegen irgend einen Menschen so ehrlos, so niederträchtig —"

„O nicht! Nicht! Sei nicht so grausam mit deiner armen Ziska. Ich müßte ja sterben, heute noch, wenn ich glauben könnte, daß deine Liebe —"

Ich trat zurück und entriß ihr fast meine Hand. Es war zum Verzweifeln. Sie schwur auf meine Liebe! Und dies fast wilde Feuer! Diese Glückseligkeit in ihrem Gesicht, in ihren Augen!

Da hatte ich fast etwas wie eine Hallucination. Ich schaudre davor und mag sie nicht niederschreiben. Aber wenn sie sich je erfüllen sollte — dann, Ziska Gravis — dann meinen bittersten Haß dir und allen Pflichtvergessenen, sittenlosen, kindischen Weibern, die den einen Talisman ihrer Macht über einen festen und Gutes wollenden Mann so mißbrauchen.

Den . . August.

Von gestern abend nichts zu sagen. Diese Frau treibt einem raschen Ende zu. Gravis war sehr ernst, sehr gütig gegen sie, sehr freundlich gegen mich. Er bat mich, oft zu kommen. Seine Frau sei heiter gewesen, besser. Gewiß war sie das. Ich schwöre, sie ist ganz gesund, abgesehen von dieser einen Tollheit. Morgen soll ich bei ihm essen. Draußen lagert eine erstickende Schwüle. . . . Heute gehe ich zu ihr, zu Elisabeth! zum fünftenmal. Da vor mir steht eine Vase. Sie ist aus der königlichen Porzellanmanufaktur, bezaubernd schön: zwanzig Mark!!! Für zwei oder drei Rosen kaum, ich habe drei darin, Marschall Niel, vollendet, tadellos, Form, Farbe, Duft. Noch war ich keinmal bei ihr ohne eine einzelne, aber die allerherrlichste Blume der Jahreszeit, wie sie selbst die Allerherrlichste des ganzen Jahrhunderts — Elisabeth.

Elisabeth und Arnold! Wie romantisch und idyllisch das klingt! Die Irrlichter und Vergißmeinnicht und der Hochwald von Stifter stehen vor mir auf in ihrer idealen Reinheit und Poesie.

Und doch, ich weiß nicht, ich bin wohl sehr aufgeregt, sehr überreizt, Ziska und Elisabeth, Wilhelm und die nahende Geldnot, das aufgegebene Streben nach der Kriegsakademie, der finstere, zornige Oberst und die ernste Marie, der unheimliche Kerski und ein Etwas neben mir, immer, immer, wie eine schattenhafte Gestalt, eine jener Frauen oder jener Männer, oder Einbildung der Phantasie, ich weiß nicht, aber ich höre immer eine Stimme: Denke an das Ende dieses Weges — —

Herr Gott — was ist das? Mir wird so unwohl — — die Atemnot — die mich so lange verschonte — kommt zurück — — ich —“

Den . . August.

Da habe ich richtig acht Tage im Bett liegen müssen; der Oberstabsarzt selbst war bei mir, und wie damals in G. mein guter alter Freund, hat er mich behorcht und beklopft und wie jener mir empfohlen, nach Italien zu gehen im Winter, wie damals der liebe gute Doktor in G. gelächelt und gesagt, daß ich's auch lassen könnte — so nötig sei es nicht — aber nur sehr tolle Echauffements, geistige und körperliche Erhitzungen habe ich streng zu meiden. Der gute Mann hat leicht raten: Schlafen Sie ruhig und träumen Sie nicht! Zu dumm! Die Rosen und die Vase mußte ich ihr schicken. Ihre Antwort lese ich morgens und abends — mein erster und mein letzter Gedanke.

„Dank für die Rosen.

Weißt Du, warum so seltsam ihr Duft,
So sinnverwirrend, so süß und toll?
Weißt Du, warum so brandet mein Herz,
Lieder und großer Stürme so voll?

Einmal noch werden, eh' sie vergeh'n,
Sterbende Blumen duftschwer und licht —
Einmal erwacht noch mein dunkles Herz,
Glaubt Dir und liebt Dich, und blüht, und bricht.

Elisabeth."

Den . . August.

Die Vorbereitungen zum Manöver sind in vollem Gange. Knopf ist im Lazarett. Stellvertreter miserabel. Kerski hat die Batterie wieder übernommen. Marie Salewski in Ostende. Die Ziska in Trouville und Paris. Er hier. Viel bei mir. Entsetzlich — die Ziska schreibt mir. Ich brauchte nicht zu antworten, schreibt sie. Sie singt meiner Selbstbeherrschung Loblieder und ist felsenfest überzeugt, daß ich sie liebe. Alle Sonntage solch ein langer Brief. Immer amüsant, anmutig, oft geistreich — voller Zärtlichkeit. Ich antworte selten, kühl — kurz. Entschuldige mich auf die altbekannte Weise, daß ich keine Briefe schreiben könnte, keine Zeit und kein Talent dazu hätte. (Und wie schöne konnt' ich an dich schreiben!)

Und immer die schreckliche leise Stimme, wenn ich allein bin: Denke an das Ende des Weges!

Den . . August.

Elisabeth ist noch hier. Aber in acht Tagen geht sie nach Pommern auf das Gut ihres ältesten Bruders. Sommers heißt es. Ich war alle Woche zweimal da. Sie hält mich knapp. Ich traf viele Herren zuweilen. Auch Kerski, Oelsen, Brenken. Diese beiden habe ich selbst eingeführt. Die letzten Male immer in Gesellschaft. Sie sah traurig und sehr reserviert aus. Einmal hatte ich das Gefühl, daß man ihr etwas Unvorteilhaftes von mir erzählt habe. Wer? Ich liebe sie über alles Maß. Und wenn ich sieben Jahre um dich werben sollte, du edles, himmlisches Weib. Wie soll ich dir je danken, daß du dein stolzes Herz mir gabst! Und ich weiß, Elisabeth, mir allein gehört es.

Diese Glut ist zum Tollwerden. Fenster und Thüren sind kreuzweise auf, aber selbst der Zug ist glühend.

Heute nach dem Dienst war ich im Lazarett. Knopf ist nicht zum besten. Er fiebert und magert ab. Sein Vater soll an Abzehrung gestorben sein. Diese Dankbarkeit, diese Glückseligkeit, daß ich kam. Warum dankte er mir nur so innig? Ein Opfer hatte ich ja nicht gebracht. An seine Mutter soll ich ein Wörtlein schreiben, bat er mich.

„Na ja, Knopf — was denn?“

„Na, Herr Lieutenant, lieber, daß ich woll nicht mehr aufkomm' und daß sie mir hier lassen sollen — das Rüberholen ist nicht so einfach und kost' auch für die paar Knochen allzuviel bis Preußen 'rauf. Die Alte wird das nämlich wollen.“

Ich nickte und gab ihm die Hand. Er küßte sie mit seinen heißen, trockenen Lippen, und ich ging mit zusammengebissenen Zähnen fort. Ich geh' jetzt alle Tage hin. Und überall klingt es in mein Ohr: das Ende des Weges!

Den . . August.

Heut über acht Tage verlassen wir Berlin und rücken ins Manöver. Mein ganzes Denken und Sorgen dreht sich um Knopf. Elisabeth, Ziska, Marie Salewski, die hereingebrochene furchtbare Geldnot — alles sinkt davor zusammen. Täglich gehe ich hin — täglich rede ich mit dem Sterbenden, der da klaren Auges hingeht wie ein Held — täglich gehe ich tief beschämt, in dem Bewußtsein, ihm nicht nachahmen zu können an Dankbarkeit, Gehorsam und Gelassenheit.

Der Oberstabsarzt sagte mir heute, daß es nicht unmöglich gewesen wäre, ihn zu retten, wenn man ihn bald, gleich nach Italien, in den tiefen Süden geschickt hätte.

Den . . August.

Heute fand ich Knopf in seinem Bett mit dem Gesangbuch. Er hatte rote Augen und war fiebernd, wie immer abends.

„Darfst du denn lesen, Knopf?“

„Ja, Herr Lieutenant.“

„Soll ich dir vorlesen?“

„Ach — Herr Lieutenant — ich kann's nicht verlangen.“

„Dies hier? Hast du das angefangen? Gebet bei einem schweren Gewitter?“

„Ja, Herr Lieutenant. Es ist ja alles eins. Not ist Not und Gott ist Gott.“

Ich las und schauderte bei seinem röchelnden Atem.

„Amen!“

„Herr Lieutenant. Bitte recht sehr, Herr Lieutenant wollens nicht ungut nehmen. Das Gesangbuch möchte ich Herrn Lieutenant schenken, wenn —“

Den . . August.

Knopf ist tot. Lungenschlag. Sein Gesangbuch liegt vor mir. „Gott helfe jedem in seiner Not. Not ist Not und Gott ist Gott.“

Den . . August.

Ich war zum Thee bei Elisabeth. Kein Wort kann's beschreiben, wie schön sie sprach, wie sehr sie mich verstand in meinem trüben Ernst über den raschen Tod meines Burschen. Da war nichts Künstliches, nichts Gemachtes. Diese einfachen guten Worte — dieser herrliche Glaube an ein besseres Leben — diese zwei Thränen — diese ausgestreckte Hand! Das große, köstliche Gefühl, mit diesem hohen Weibe ein Geist, ein Fühlen zu sein, erfüllte mich so ganz, daß ich fast wunschlos vor dem äußeren Besitze stand. Kein Wort kann beschreiben, wie ganz ich ihr gehöre. Als ich mich verabschieden wollte, kam Kerski. Wir stehen uns gut, er nimmt so viel Rücksicht auf mich, wie kaum ein andrer Hauptmann nehmen würde, und dabei muß man denken, welch ein kleinlicher Krittler er war. Ich begreife die Geschichte, die Veränderung am Vorabend des Duells, das nicht stattfand, immer noch nicht. Jedenfalls reizen seine häufigen Besuche bei Elisabeth meine

Eifersucht nicht. Ueberhaupt — sie steht so hoch — Liebe und Leidenschaft wagen sich wohl an sie heran, erreichen sie aber nie.

Ach, welche Stunden reinster Seligkeit verlebte ich bei ihr! Aber selbst Gott — selbst diesen stummen Blättern will ich's nicht anvertrauen. — — —

Meine Kasse ist schon lange leer. Das Manöver stellt große Anforderungen an Toilette u. s. w. Ich habe an allen Ecken kleine Schulden. Ich bin schon auf dem gräßlichen Punkt angelangt, daß ich die Briefe mit Firma nicht mehr öffne und die verschiedenen Posten nicht mehr zusammenzähle.

Flüchtig blitzt mir der Oberst und seine Güte durch das gequälte Denken. Aber gerade darum nicht. Tausend Mark würden mich retten. Retten? Mich rettet — nichts. Elisabeth ahnt nichts von meinen Verhältnissen, sie hätte sonst nicht so gesprochen, wie neulich: „Ein Mensch, der Schulden macht, ohne die sichere Aussicht, sie bezahlen zu können, ist eine Art Hochstapler. Ihn rettet nichts, das ist wie ein Zehrfieber."

Meine Arbeiten für die Kriegsakademie ruhen gänzlich. Ich thue meinen Dienst in der Batterie unter Kerskis nachsichtiger Führung. Zuweilen hoffe ich, Oelsen und Brenken wieder in Spielstimmung zu treffen, und trotz des entsetzlichen Gedankens: „Wie — wenn ich verliere?" suche ich zu animieren. Aber ich glaube, Oelsen hat dem übermütigen Kurtchen bestimmte Ordre gegeben. Herr Gott! Nur noch ein einzigmal — die fünfhundert Mark.

Ich muß durchaus zum Manöver Geld haben. Ich könnte ja Gravis, Kerski (nein, den nicht! der ist und bleibt mir unheimlich!), Oelsen, Brenken drum angehen. Aber wovon wiederbezahlen? Auch mag ich durchaus nicht vor Oelsen und Kurtchen mich so bloßstellen. Haben möchte ich für die kleinen und großen Forderungen tausend Mark, haben muß ich fürs Manöver hundert.

Muttchen schickte mir neulich zehn Mark mit der Mitteilung, daß mir gewiß dieser Zuschuß zum Manöver hochwillkommen sein würde. Ich hatte sie um gar nichts gebeten. Ich wußte ja, wie knapp sie es hat. Zehn Mark — du lieber Gott! Damit ist nichts zu wollen. Vielleicht glückt es mir doch irgend noch im Spiel. Ich weiß, ich habe Glück. Aber wo treffe ich sie — Oelsen und Brenken? Im Kasino wird, seit Salewski das Regiment führt, nicht gespielt. Majestät hat ein Wort gerade über uns in der Richtung fallen lassen

und der Oberst hält scharfe Wacht. Unverheiratet wie er ist, hält er sich oft bis ziemlich spät im Kasino auf. Er ißt auch oft mit uns. Immer noch interessiert er sich für mich, zieht mich ins Gespräch und beobachtet mich. Aber das ist ein zu furchtbarer Gedanke, den Vater dieses armen Mädchens um Geld zu bitten — und doch, ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll. Wie ein gallig bittrer Beigeschmack zieht sich durch all mein Denken die Geldnot. Selbst die himmlischen Stunden bei Elisabeth sind damit durchsetzt. Auch andre Elendigkeiten martern mich. Die Frechheit der Schulzen — die Dummheit meines neuen Burschen! Schon der dritte — seit Knopf! Und endlich — mit Herz oder Lunge stimmt's bei mir nicht — ich fürchte manchmal, daß mich's 'mal so hinrafft. Ach, Geliebte — nur nicht zu früh — nur nicht, ehe du mein Weib warst! Du ganzer, einziger voller Inhalt meines Lebens. Im Grabe hätte ich keine Ruhe!

Den . . August.

Als ich heute Elisabeth mit Kerski allein ließ, ging ich langsam die Potsdamerstraße hinunter, von der Tiergartenstraße kommend.

Es war ein köstlicher Abend, sehr warm und windstill, von allen Seiten wetterleuchtete es und ab und zu grollte ein ferner Donner. Da stieg plötzlich ein Gedanke in mir auf: Schicketanz! Papa Schicketanz in G. in Ostpreußen. Mein braver Hauswirt, der mir seiner Zeit hundert Mark angeboten, aus „pure Hochachtung“. Der gab sie mir am Ende noch jetzt. Jetzt, wo mir das Messer an der Kehle saß. Und wiedergeben? Nun, ganz einfach. Erstens bedinge ich mir ein Jahr, zahle natürlich Zinsen, ob er will oder nicht. Schenken lasse ich mir nichts. Dann nehme Urlaub wegen Krankheit zu Muttern, sechs bis acht Wochen, schicke kleine und große Posten. Nun, das ist zu machen auf alle Fälle!

Morgen früh soll es mein erster Brief sein. Ist doch wirklich wahr: Wenn die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Nein, ich schreibe gleich.

Den . . August.

War gestern häßlich. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, eigentlich vor dem andern Morgen nicht! Ich ging also, nachdem ich an Papa Schicketanz meinen liebenswürdigen Brief losgelassen, adressiert: An Herrn Schuhmacher-

meister Joh. Schicketanz in G., Ostpreußen, wieder aus und direkt zu Fredrich, denn ich hungerte wie ein Wolf, und mein neuer Kerl ist dumm wie eine Ente. Natürlich saß alles draußen an der Straße, vom Leinwanddach beschützt und seitwärts vor neugierigen Blicken durch eine feste Wand von wildem Wein.

Schon von draußen hörte ich Brenkens Lachen und Oelsens langsames Reden. Das kam mir gerade recht.

Ich ging hinein. Sie saßen in der äußersten Ecke dicht an der Straße und hatten Platz frei. Ich bin nicht fürs bedingungslose Zusteuern. Also sondierte ich mit Seitenblick nach den beiden, ob sie mich brauchen konnten. Aber schon zur rechten Zeit winkte mir das übermütige Kurtchen mit einer Krebsschere.

Ich setzte mich zu ihnen, befahl ein Schnitzel, ein Bier und war heiteren Mutes im Gedanken an Schicketanz.

„Na, Meister, wo kommen Sie denn her? Sie sehen ja ganz verklärt aus," meinte Kurtchen, einen neuen riesigen Oderkrebs aus der Terrine holend.

Oelsen nippte an seinem Rheinwein und sagte gelassen: „Das ist doch klar, Kurt. Solch ein Weihnachtsengelgesicht wie dieser Arnold hat man nur, wenn man von ‚ihr' kommt."

„Zugegeben. Ja," sagte ich lachend, „wenigstens indirekt."

Kurtchen knackste an seinem Krebs und Oelsen schwieg wunderbarerweise. Ich sah ihn von der Seite an.

„Ich war heute nachmittag bei Frau von Landry," sagte Oelsen nach einer Weile, „schade um die Frau."

Ich sah ihn groß an. Er schnellte die letzte Hälfte seiner Cigarette durch die Weinblätter, was er sonst nie that, in seinem pedantischen Ordnungssinn, und fügte hinzu: „Es wäre jetzt die höchste Zeit, daß sie einen ordentlichen Mann und Herrn bekäme, der sie etwas fest am Zügel hält!"

„Warum?" stieß ich hervor.

„Weil sie balanciert, mein Lieber! Weil sie balanciert auf einem eklig schmalen Pfad, ohne es zu wissen. Die Freiheit bekommt den lieben Frauen nicht."

„Darf ich fragen, was Sie unter balancieren verstehen, Herr von Oelsen?"

„Ja, sehen Sie, das liegt mehr im Gefühl, sie weiß das gar nicht, die reizende Person."

Ich zuckte zusammen. Welch eine eigentümliche Bezeichnung. Nichts direkt Beleidigendes, aber —

„Sie balanciert, ohne es zu wissen, in Lebensart, in Unterhaltung, in Toilette.“

„In Lebensart? Weil sie für ihre Tugend keinen Drachen neben sich hat?“

„Ja, ja, so ungefähr.“

„In Unterhaltung? Weil sie, eine reife Frau, mit Männern über ihre Interessen zu sprechen versteht, viel gelesen, viel erlebt hat?“

„Lieber Meister, da ist kein Grund zum Eifer. Ich sage nur, sie balanciert. Ich sage nicht, sie hat schon entschieden. Und es wäre gut, wenn ihre Schönheit und Anziehungskraft sich baldmöglichst nur auf einen konzentrierte, wenn möglich einen recht viel Aelteren.“

Ich zuckte die Achseln.

„In Toilette? Weil ihre geschmackvolle Eleganz, ihre beinah raffinierte Einfachheit —“

„Sehen Sie wohl — das ist's: raffinierte Einfachheit! Darin liegt's! Das ist nicht vornehm!“

Kurtchen lachte laut auf: „Thut mir den Gefallen, Kinder, und werdet nicht ungemütlich wegen so was! Oelsens Begriffe von Vornehmheit sind gräßlich, Meister! Da lassen Sie sich nicht mit ein. Lieber Himmel, je leichtherziger die süßen Weibchen denken, desto mehr Grund zu Lob und Dank für uns, denn aus der Zeit sind wir doch glücklich 'raus, wo man unter Kampf und Not, Hangen und Bangen, Frieren und Hungern um die Geliebte streiten mußte und am Ende nun noch sagen konnte: Tant de bruit pour une omelette. Also meine Freunde, brecht euch nicht das Genick!“

Ich sagte während der ganzen Rede kein Wort. Der Bissen quoll mir im Munde. Oelsen hatte einen Ausdruck in seinem Lächeln, den ich zum erstenmal darin sah, seit ich ihn kannte. Und dies feine, spöttische, niederträchtige Lächeln des blasierten Lebemannes, des vornehmen klugen Menschen galt dir! dir, Elisabeth! Dann war Oelsens Lächeln verschwunden und seine ernsten, klugen Augen ruhten forschend auf mir.

„Meister,“ sagte er ernst, „ich meine das nicht so absolut, und Brenken — der redet auch nur so hin. Wir haben beide, lieber Meister, gar keine Ursache, von dieser Dame auch nur das Geringste, was unvorteilhaft sein könnte, zu — zu behaupten —“

„Sie zögern vor dem ‚behaupten‘ — also — doch vermuten, glauben, ahnen?“

Wie rasend rasch das über meine Lippen glitt.

„Bitte, Meister, hören Sie, was ich sage: Solange die Welt steht, gibt es für die Frauen unsrer Kreise bestimmte eiserne Gesetze. Ein einziger Schritt, ein halber, der die Grenze auch nur berührt, stellt die Dame außerhalb des Thores. Wahrscheinlich oftmals höchst ungerecht, höchst beschränkt von der Gesellschaft, aber es ist einmal absolut immer so. Eine sehr einfache, sehr leicht faßliche Lösung und Richtschnur ist die: Was würde ein Ehrenmann, der die Welt kennt, seiner Schwester gestatten? Na, Meister, und so denkt man doch auch wohl über seine Frau, seine Braut, seine Geliebte fürs Leben, der man Ehre und Namen anvertraut!"

„Die Dame, von der wir sprechen," fuhr Oelsen nach einer Pause fort, „hat noch keinen Schritt über diese Grenze gethan. Sie haben meine Ansicht über sie gehört: schön, wie wenige — klug und liebenswürdig — aber: unverantwortlich gleichgültig gegen die eisernen Regeln, denen die vornehme Frau zu gehorchen hat."

Ich schwieg, und manches an ihr — um sie erschien mir plötzlich in andrem Lichte.

Den . . August.

Morgen rücken wir aus. Ich fühle mich krank — abgehetzt — sorgenvoll. Wie soll es werden? Immer die schreckliche leise Stimme: denke an das Ende dieses Weges. Ich weiß, was sie mir anthun werden! Wenn das Manöver zu Ende ist, werde ich zurückversetzt — in die Linie. Wenn das alles wäre! Seit Tagen war ich nicht bei Elisabeth.

Heute zwischen fünf bis sechs Uhr — die Zeit nach Tisch bei ihr, wo sie gern Besuch hat — ging ich hin.

Ich traf fremde Herren. Leute, die ich nicht gekannt. Zwei Offiziere, die zur Kriegsakademie kommandiert waren, in Civil. Ganz salonmäßig — aber doch in Civil. Früher wäre mir das nie aufgefallen.

Sie selbst sah wundervoll aus. In einem Hauskleide von weißer Seide und Spitzen.

Ich saß stumm und still und sah sie an.

Ich wußte — ich hatte etwas verloren. Aber was? Was?!

Endlich gingen die andern. Ich blieb. Ich wollte — mußte sie sprechen.

Dann waren wir allein und ich kniete vor ihr nieder.

„Arnold — liebst du mich?"

Wie aus weiter, weiter Ferne klang es in mein Ohr. Ich wagte es, meine Hand um diesen wundervollen Nacken zu legen — — sie litt es — —

Den .. August.

Erste Manöverstation. Bauernhaus, schwüle, dicke Luft draußen und drinnen. Eine lange, heiße Tagestour. Ich atme schwer. Das Quartier ist schlecht. Die Bauern mögen die Soldaten nicht und thun alles, was sie können, das zu beweisen.

Meinetwegen, mir ist alles recht.

Ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne und unter dem Mond — und ich kann's nicht aussprechen, wie traurig ich bin.

Gewonnen — ein schönes, ein heißgeliebtes Weib! Verloren — ein Ideal.

Lange ging ich draußen spazieren. Es war seltsam schön. Die Gegend fremd und doch bekannt. Mondhell die halbgemähten Felder mit den stehenden Hocken. Ein eigentümlicher Brotgeruch überall.

Etwas denke ich mir wunderschön! Wenn die Stille, unterbrochen von den kurzen, rauhen Tönen des Lagerlebens, in Wahrheit die Stille wäre vor dem Sturm! Wenn morgen die Schlacht tobte, die Leben um Leben fordert! Wenn man sich ausstrecken könnte — am Waldeshang und sein Blut rinnen fühlte, sein Herzblut — und wie es in einem immer stiller und stiller wird —

Und ich bin ein rechter Thor, der sein Glück nicht zu schätzen versteht! Wie würde Brenken lachen und Oelsen lächeln!

Ein Gutes hat dies Lagerleben! Für einige Woche der Mahnbriefe enthoben! Denn ich habe keine Adresse zurückgelassen. — Ehe ich ausrückte, am letzten Morgen hatte ich einen Brief von Muttchen. Sie leidet an ihrer Herbstgrippe. Diesmal sehr früh und sie schrieb so kläglich. „Ach Kind, wärst du doch Pfarrer oder Lehrer geworden. Dann könnte ich doch bei dir sein und wüßte, daß mein kleiner Arnold mir die alten Augen zuthäte."

Kann schon sein, daß sie, die Gute, die Treue, die Anspruchslose, daß mein Muttchen 'mal so hinstirbt. Auf mir lastet so viel. Mich hetzt so viel.

Ich bin ein glücklicher, ein beneidenswerter Mann. In meinen Armen hielt ich das schönste, liebste, gütigste Weib der Erde. Was gäbe der übermütige Brenken, der blasierte Oelsen um diese Erinnerung!

Morgen werde ich wohl einen Brief von ihr haben — von ihr! Mein Lieb, mein Weib! O all ihr Sterne! Wenn's doch ein Traum gewesen wäre, und ich säße harmlos heiter in Ostpreußen bei Papa Schicketanz! Richtig — das war es ja — das Wichtige. Er hat sie geschickt, die hundert Mark. Der gute, gute Kerl. „Aus pure Hochachtung!" Du lieber Gott, wie wenig verdiene ich sie! Aber für die nächsten Tage ist doch gesorgt, und ein Schuft bin ich, wenn Schicketanz nicht innerhalb dieses Vierteljahres schon die hundert Mark und ein schönes Geschenk von mir hat.

Den . . September.

Jeden Morgen, wenn ich aufstehe, habe ich Schwindel und Uebelkeit, und wenn ich eine Stunde bei der Truppe war, Atemnot. Das letzte ist zum Weinen schrecklich.

Ein Brief von Elisabeth.

„Geliebter!

Alles kann entfliehen,
Alles kann verblühen,
Und in ew'gen Mühen
Selbst das Herz verglühen! — —
Doch die Liebe ringt sich
Mutig durch und schwingt sich
Auf zu lichten Höhen.
Wo nicht Stürme wehen,
Da sind keine Mühen,
Ew'ges kann nicht fliehen,
Ew'ges nicht verblühen,
Ew'ges nicht verglühen!

Elisabeth — Deine, Deine Elisabeth."

Ich las es wiederholt. Ich drückte es auf meine Brust, als ich mich nachts in das schreckliche Bauernbett legte — und doch — o, du meine Elisabeth! Ich habe dich doch verloren! Was ich gewann, du reizende Frau, das neidete mir — wenn sie es wüßte — die ganze Männerwelt! Was ich verlor, nennt keines Wortes Klang.

Den . . September.

Manöver war langweilig, eintönig, kostspielig. Habe zweimal in Herrenhäusern Quartier gehabt, gräßlich. Vornehme

Häßlichkeit einmal, und häßliche Vornehmheit zum zweitenmal. Ganz à la Oelsen. Da wäre der am Platz gewesen. Abends, oder vielmehr nachts, schreibe ich an sie. Tolle, rasende, traurige Briefe. Was mir dies süße, schreckliche Weib gab und — nahm, ist unsagbar. Eins ist wenigstens entschieden: Ich werde nie — nie heiraten. Ich möchte wohl manchmal bei Muttchen sein und so meinen Kopf ein Weilchen an ihre runde, liebe Schulter legen. Ich gehe jedenfalls gleich nach dem Manöver zu ihr. Gott wird — — —

Den .. September.

Gestern abend fiel mir die Feder aus der Hand vor Müdigkeit, oder war's eine leichte Ohnmacht? Was ich vom lieben Gott erwartete, weiß ich heute nicht mehr.

Morgen abend sind wir wieder in der Garnison. Vor allen Dingen zu ihr. Von Urlaub ist keine Rede, ich mag jetzt keinen. O, liebe, himmlische Elisabeth! Welch glücklicher Mensch bin ich!

Den .. September.

Ich war bei ihr. War unbeschreiblich glücklich!

Geldnot wächst. Der Oberst hart und streng. Kerski läßt mich machen, was ich will. Mir ist's unheimlich. Ziska Gravis ist angekommen. Sie schrieb mir lange nicht. Das ganze Manöver über nur einen Brief. Heute abend soll ich kommen.

Den .. September, nachts.

Das war ein recht seltsamer Abend bei der Ziska. Wilhelm war zum späten Diner beim Kriegsminister. Ich sah ihn nur beim Hineingehen in sein Haus. „Das ist ja eine Ueberraschung, Arnold!" sagte er, meine Hand drückend. „Leider kann ich nicht bleiben — tröste meine Kleine!" Ich fühlte, wie ich rot wurde. Zum Glück hat die Manöversonne mich so gebräunt, daß man das Rot nicht leicht sieht. Er wußte also nichts von ihrer Einladung.

Sie saß am Fenster, als ich eintrat, und sie war hinreißend, wie sie, ohne aufzustehen, die dünne, kleine Kinderhand nach mir ausstreckte. Ich glaube, ich werde dies Bild nie im Leben vergessen. Die zwei bedingungslos gehorsamen — ganz unbewußt sündhaften Augen, schön und kindlich, die kleine Gestalt in dem weißen, einfachen Kleidchen mit dem Ledergürtel,

die roten Löckchen, so etwas gelöst und unordentlich aufgebunden — wie ein Kind, das eben vom Spielen kommt.

Ich blieb bei ihr stehen. Die Sonne mußte wohl untergehen, denn die Fenster des gegenüberliegenden Hauses funkelten auf, wie in bengalischem Licht.

Ich reichte ihr die Hand. Sie hielt sie fest, legte ihr Gesicht hinein und saß eine Weile ganz still. Ich ergab mich. Ich konnte sie nicht zurückstoßen. Dabei dachte ich, was Wilhelm wohl von meiner Ehre und Treue denken würde, wenn er uns sähe — in diesem stummen, seligen Einverständnis.

Entsetzlich.

Und dann versuchte ich es wieder: „Gnäd'ge Frau — Ziska — liebes Kind — bedenken Sie — in welch ehrlose Lage —"

„Sag mir eins, Arnold," — sie stand von ihrem Fenstertritt auf und legte die Hände auf meine Schultern — „ist es wahr, daß du so oft bei der wunderschönen Landry bist? Warum hast du mir das nie erzählt? Ich muß das wissen! Arnold, solltest du wirklich ein so schlechter Mensch sein?"

Ich machte mich los.

„Wollen Sie mir sagen, welch ein Recht Sie zu diesen Vorwürfen haben, gnädige Frau?"

Zum erstenmal sprach ich hart und verächtlich zu ihr.

„Es ist wahr! O Gott!" hauchte sie, „es ist wahr — und ich glaubte — mich hast du —"

„Was glaubten Sie? Und was habe ich?" sagte ich kalt, zurücktretend.

„Sei nicht böse. Ich glaube ja, daß du nicht zwei Frauen lieben kannst, und besonders die Landry, die zehn Jahre älter ist, als ich!" Sie lächelte, mit den Thränen kämpfend.

Wäre es jetzt nicht das beste gewesen, diesem thörichten Närrchen die Wahrheit zu sagen, ihr die Wunde auszubrennen?

Nein. Deine Ehre, dein Name, Elisabeth, durfte nicht berührt werden durch mich.

„Nein, Arnold, es kann nicht sein! Aber wenn es wäre — dann — dann" — sie drückte die kleinen geballten Fäuste gegen ihre Stirn — „dann räche ich mich an dir, an ihr! Das kannst du glauben! Denn sie ist es, die mir dein Herz gestohlen. Sie! so eine, der jeden Tag ein andrer zu Füßen liegt!"

Das war denn doch zu viel.

„Gnädige Frau," sagte ich, sie wirklich geradezu zurückstoßend, „Ihre Macht über mich geht nicht so weit, wie Sie

glauben. Wiederholt habe ich Sie gebeten, an Ihren Gatten zu denken — wiederholt Sie darauf hingewiesen, daß Sie die Ehre meines Freundes in Ihren Händen halten. Sie greifen heute noch dazu eine edle, vornehme Frau an" — ich stockte und trocknete meine Stirn — „und Sie werden schwerlich in Ihrem gänzlich unmotivierten Zorn die Beweise finden, daß die Baronin Landry nicht würdig ist der ernstesten Verehrung."

Ich schloß mit heftigem Ton, und dann mußte ich schleunigst nach einer Stütze suchen, denn ich fühlte die Atemnot, den Schwindel, die Uebelkeit.

Eine Minute später lag ich auf dem Diwan der Ziska, am Kamin, mit geöffnetem Rock, und sie kniete neben mir, näßte meine Stirn mit Kölnischem Wasser und blies leise kühlend darauf.

Da trat Wilhelm ein.

Ich hörte, wie er stehen blieb und sein abgebrochenes „Was ist?"

„Was soll denn sein, Bester. Der Meister hat einen Ohnmachtsanfall," sagte sie ungeduldig, „komm lieber her und hilf!"

Er kam und rieb mir die Hände, half mir auch, war gut und herzlich gegen mich und meinte, daß er mich rasch nach Hause fahren wolle. Dann klingelte er und gab den Befehl.

„Warum bist du denn schon wieder da?" sagte seine Frau mit einem sonderbar unkindlichen, harten Ton.

„Ich hatte mich um eine ganze Stunde geirrt, Kind. Brenken, den ich traf, sagte mir eben, daß das Diner erst in einer Stunde sei. Ich traf ihn zum Glück. Denke dir, wie thöricht, wenn ich da eine volle Glockenstunde zu früh gekommen wäre!"

Er sah es nicht, wie sie die Achseln zuckte und sich zum Fenster wendete. Aber ich sah es, und ihren häßlichen Blick und das unschöne Lächeln. Niemals wieder mit dir allein! dachte ich.

Wilhelm hatte nicht nötig, mich nach Hause zu bringen. Ich bezwang mein Leiden und betonte sehr ernst meinen Wunsch, allein zu gehen.

„Aber alter Junge, du wirst mir doch gestatten, dich bis nach deiner Wohnung zu begleiten?" lachte er. „Entschuldige noch einen Augenblick, ich habe meine Cigarrentasche im Flur."

Eine Minute. Ich faßte die Ziska an beiden Händen. Ich sah ihr in die Augen. Ich that, was ich thun mußte. Ich konnte nicht anders: ich sprach zu ihr.

„Wahren Sie die Ehre, den Namen Ihres guten Mannes. Ich habe Sie, Frau Gravis, bewundert und verehrt — gestatten Sie, daß ich dies auch ferner darf — lieben aber thue ich —"

„Lieben!" schrie sie ganz laut.

„Keine!" sagte ich heiser. Ich hatte keinen reinen Ton in der Stimme. Kein reines Licht in der Seele. Ich wußte kaum mehr, was ich sprach — der Schmerz im Hinterkopf und im Magen oder im Herzen da war so betäubend wie nie.

„Leben Sie wohl, Frau Gravis. Ich kann diesen Kampf nicht mehr ertragen, ich komme niemals wieder."

Da trat Wilhelm ein.

Seine Frau hatte sich auf das Fußende des Diwans gesetzt und drehte uns den Rücken zu.

„Na, Zis, willst du dem Meister nicht Adieu sagen?"

„Ich habe schon," sagte sie trotzig.

Wilhelm lachte. „Womit hast du die Kleine denn gekränkt?"

Mir erstarb das Wort. Wir traten aus der Hausthür. Drüben ging der Oberst und Kerski. War's möglich, daß sie unsern Gruß nicht sahen? Jedenfalls erwiderte ihn keiner von beiden in dem sehr eifrigen Gespräch, das sie führten.

Mir wurde nichts erspart, gar nichts. Tausend Stiche, tausend Hetzereien. Auch er, der Gute.

„Hör 'mal, Arnold — du weißt, ich bin dein bester Freund und bin auch nicht engherzig — aber sag 'mal — nicht wahr — so ist doch die Geschichte nicht da bei der — na, wir wollen keinen Namen nennen, bei der Frau v. L., daß du dich da ernstlich bindest?"

„Wieso? Was interessiert dich dabei?"

„O — Arnold! Verkenne mich nicht —, aber sag 'mal — denkst du an Heiraten?"

Ich lachte. Er ließ meinen Arm los und ging schweigend neben mir her. Wenige Schritte vor der Steinmetzstraße sagte er ruhig und fest: „Arnold, ich bin der Letzte, der ein schutzloses Weib tadelt, ohne genaue Kenntnis der Sachlage —"

Wie wohlthuend mich seine liebe, schöne, starke Stimme berührte. Ich sah ihn voll und freundschaftlich an. „Na, weiter, guter Wilhelm!"

„Ich kann mir denken, Alter, daß du dieses Bild von einem schönen und vornehmen Weibe liebst."

Ich senkte schweigend den Kopf.

„Na — ja!“ fuhr er mit seltsam bewegter Stimme fort, „das kann ich begreifen.“

„Du kennst sie?“

„Ich sah sie und sprach sie einmal in Gesellschaft auf der russischen Botschaft — sie ist wundervoll — aber zur Ehefrau — zu deiner Frau, Arnold, liebster Junge — da möchte ich kaum glauben, daß sie sich eignet.“

„Weißt du Bestimmtes?“

„Nein. Aber sieh 'mal — die ganze Welt — auch Oelsen und Brenken —“

„Ah so.“

Wenn er gewußt hätte, was ich wußte, ich glücklicher Mensch!

„Nein,“ sagte ich langsam, „ich glaube, du kannst ruhig sein, ich teile so halb und halb deine Ueberzeugung. Leb wohl. Auf Wiedersehen!“

Ich drückte ihm die Hand und dankte Gott, endlich innerhalb meiner vier Wände zu sein.

Den .. September.

In meiner Zerstreutheit rief ich mechanisch „Knopf!“, als ich in meinen kleinen Flur trat, und zuckte zusammen. Mir stieg es so heiß ins Auge. Wo war der gute, alte Knopf! Lieber Himmel, ich sehe ihn noch immer bei seinem Gesangbuch sitzen, spät in der Nacht, als Stangen und Below bei mir logierten. „Gebet bei Sturm auf hoher See“. „Not ist Not, Herr Lieutenant.“

Mein Bursche war nicht da. Unerhörte Dreistigkeit! Statt dessen trat mir meine Wirtin, Frau Schulz, mit der qualmenden Lampe entgegen.

„Sehr freundlich, Frau Schulz.“ Ich ließ sie vorangehen, denn ich schuldete ihr viel Geld für Wäsche.

„Ist mir ganz lieb, Herr Lieutenant, daß ich Ihnen 'mal so ganz unschenierlich treffen thu.“

„Ach, Sie meinen wegen den fünfundzwanzig Mark?“ fragte ich, sehr peinlich berührt.

Sie warf die Wäsche etwas unsanft auf das Sofa. „Fünfundzwanzig Mark? Herr Lieutenant spaßen woll? Das sind jetzt schon an die fünfzig.“

Ich schwieg einen Augenblick. „Aber, Frau Schulz — wie ist denn das möglich? Ich habe doch damals, vor einiger Zeit, zwanzig Mark bezahlt?“

„Bezahlen wollen, meinen Se woll, Herr Lieutenant, oder achten Se mir als vor 'ne Betrügerin?"

Ich war fest überzeugt, ich konnte es beschwören, daß ich ihr zwanzig Mark gegeben hatte, aber da ich natürlich keine Bücher führte über meine Einnahmen und Ausgaben, hatte ich keine Beweise. Ich lenkte also ein. „Bitte, Frau Schulz, lassen Sie dies sehr unpassende Wesen. Sie mögen ja recht haben, und am Ersten sollen Sie bezahlt sein. Ich ziehe dann auch aus," fügte ich unvorsichtig hinzu.

„Ja, das thun Sie nur!" gab sie grob zurück, „meine Tochter sagt schon immer, ich solle Ihnen man kündigen — so 'n armen Schlucker —"

Jeder Mensch kann sich denken, daß das Weib nicht weiter in meiner Stube verblieb. Ich hatte sie, klug oder nicht klug gehandelt, mit einer kurzen Oeffnung der Thür und einer Handbewegung hinausbefördert. Draußen aber hörte ich sie entsetzlicherweise noch lange schimpfen gegen die erwähnte Tochter, wobei sie wohlweislich die Küchenthür offen ließ, die endlich laut schmetternd zuschlug mit den letzten möglichst deutlich auf den Flur gerufenen Worten: „So 'n Leuteschinder — so 'n schlechter Mensch!"

Wieder that ich das Dümmste, was ich thun konnte. Ich trat bebend vor Wut unter die Küchenthür. „Wen meinten Sie — Frau?" sagte ich.

„Einen Bekannten von mich," lachte sie. „Amanda, weißt du vielleicht, was dem Herrn Lieutenant meine Bekannte anjehn?"

„Ich ziehe morgen aus. Haben Sie verstanden!"

„Verstanden hab' ich's woll, aber mir fehlt der Jlaube. Keinen Schritt nich — solange der bildschöne Herr Lieutenant (hier machte sie einen so gräßlichen Knicks, daß ich fast erstarrte) nicht den letzten Jroschen berappt hat!"

Ich ging hastig in mein Zimmer.

Jetzt wußte ich freilich, wo der Haken saß! Die Tochter! Und ich kann mich da nicht einmal freisprechen von der allergewöhnlichsten Dummheit. Vor ungefähr vierzehn Tagen war bei Frau Schulzen ihre Tochter, die auswärts als Kammerzofe in Dienst gestanden, eingerückt. Sie suchte Stellung. Vom ersten Tage an hatte sie meine persönliche Bedienung übernommen, in einer ganz unnötigen Weise, die nur meinem faulen Kerl zu gute kam. Fein angezogen, kokett frisiert. Mit halbem Blick hatte ich das doch bemerkt. Nicht hübsch — aber

schön gewachsen. Wenn aber ohnehin schon Mädchen aus diesen Regionen für mich unter der Rubrik „Weib“ eigentlich gar nicht existieren, selbst nicht zu jener Zeit, wo der Teufel Fliegen frißt, so jetzt, wo ich in Elisabeth so Herrliches gewonnen und verloren, schon gar nicht. Diese Amanda Schulz war mir nicht interessanter, als mein Bursche.

Da hatte ich nun das Ergebnis.

Also morgen abend wollte ich die zornige Waschfrau bezahlen, ausziehen und eine andere Wohnung haben. Und ich besaß fünf Mark.

Der Oberst? Kerski? Gravis? Oelsen? Brenken? Alle oder keinen?

Welch qualvolle Nacht! Wie schlich Stunde um Stunde dahin, so furchtbar langsam, so schwer, so unerträglich hoffnungslos.

Ich that erst schön mit mir selbst. Ich redete mir ein, daß dies ja Bagatellen, Kleinigkeiten seien, die jedem, fast jedem Kameraden zu Dutzenden begegneten, ohne ihn melancholisch zu machen, daß doch keinen Kavalier das Keifen einer Waschfrau, die beleidigte Eitelkeit einer Kammerkatze entwürdigen könne. Nein, natürlich nicht!

Furchtbar war, daß ich wußte: ein Schritt — eine Thürklinke — ein Flüstern: liebes Kind — schöne Amanda — helfen Sie mir — ich war ein blinder Thor! hätten mir aus der gräßlichen Pein geholfen, und daß ich es nicht konnte!

Ich konnte wahrhaftig nicht. Meine ganze Natur empörte sich gegen solche Geschichten.

Und morgen abend mußte ich fünfzig Mark haben.

Der Oberst, mein Hauptmann, mein Freund — wahrscheinlich auch die beiden andern — alle würden sie die Börse ziehen für mich. Und haben mußte ich fünfzig Mark. Es war das Mindeste bei diesem plötzlichen Umzug. Der Oberst war mir der nächste. Bitter stieg der Zorn in mir empor, daß er eigentlich, vollständig unberechtigt, mein Schicksal in die Hand genommen, mich ohne Rücksicht auf meine Geldverhältnisse nach Berlin zur Garde gebracht hatte, bloß, damit ich seine Tochter heirate! Und da kann er Gift drauf nehmen — ich verkaufe mich nicht!

Den .. Oktober.

Welch rasendes Wetter! Der Regen stürzt an den klappernden Fenstern wie kleine Gießbäche nieder. Die Stein-

metzstraße ist ein Bild öder, nasser Trauer. Die Rinnsteine sind breite Flüsse. Die eilig kriechenden Arbeitsmenschen — denn andre sind noch nicht in dieser gräßlichen Straße zu sehen — machen alle den Eindruck: „Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" Na — schön. Ich auch, und heute früh wahrscheinlich mehr als ihr.

Große Post neben dem schwachen, elenden letzten Kaffee von Frau Schulz, den Fräulein Amanda ohne Aufblick in sehr leichtfertigem Negligé vor mich hinschob.

Erst das Wichtigste: ein mattrosa Brief mit grünem Vierklee von ihr!

„Geliebter! Warum bist Du gestern nicht gekommen? Ich habe gewartet, viele Stunden, bis das Haus geschlossen wurde."

Ich ließ den Brief sinken.

Wahrhaftig. Vergessen — zum erstenmal — daß ich um neun Uhr zu ihren kleinen Füßen knieen wollte! Vergessen über der häßlichen Geldscene mit der brutalen Waschfrau!

Ein andrer Brief — von? Ah, die Gravis! Na natürlich! Was hat die auch sonst zu thun? Herr des Himmels, warum sucht sie sich auch gerade mich, und gerade zum allerungeeignetsten Moment aus! Jeder, ja wirklich! jeder andre wäre der Rechte gewesen! dachte ich empört. Der Bessere für den Zweck, den guten, edlen Menschen, den Wilhelm zu betrügen!

Was! Ich starrte in den Brief — sie! Sie hatte das Duell mit meinem Hauptmann verhindert! Weil's mir Ehre und Carriere — gar nicht zu gedenken des Lebens! — gekostet hätte! — Sie — war zu ihm gegangen! Zu ihm, der sie blödsinnig liebte — und hatte ihn auf ihren Knieen in heißen Thränen belogen und betrogen!

Und der Ehrenmann hatte ihr geglaubt, der arme Gequälte, den sein Fleisch und sein Geist so entsetzlich marterten, daß er mich um Verzeihung bat und in diese Nervenheilanstalt gebracht werden mußte!

— — — „jetzt, Arnold, weißt Du, wie ich Dich liebe. Jetzt weißt Du, daß die Gemeinschaft mit Wilhelm für mich und ihn eine ewige Unmöglichkeit würde. Hätte ich die Ueberzeugung, daß Du mich liebst, das heißt mich allein, ich würde alles leiden, alles dulden, alles hoffen, stärker sein als der Tod. Aber ich erfuhr durch Wilhelm, durch Oelsen, durch andre, durch Dich selbst, daß Du keine — keine Achtung vor

einem Frauenherzen hast, daß Du an reine, opferfrohe Liebe nicht glaubst, daß der Sinnengenuß Dir alles ist! Ich glaube ihnen nicht! O Du Idol! Du Herr meiner Seele! Sie lügen alle. Ich fühle, Du stehst turmhoch über ihrer Kleinlichkeit, sowie auch ich! Siehst Du, Arnold, laß mich so auf meinen Knieen vor Dir liegen! — ich bin nicht schlecht! Aber ich muß Dich lieben. Und ich bin sehr traurig, daß ich meinem guten Wilhelm dies thun muß! Aber solange er keine Ahnung davon hat, solange ich lieb und zärtlich mit ihm bin — was schadet es ihm, Arnold, daß Dir mein Herz gehört?"

Ich stieß den gräßlichen Brief über den Tisch, daß er zur Erde flog.

Welch ein Weib! Welcher moralische Irrsinn! Welche kindisch grausige Logik: „Was schadet es ihm — solange er nichts davon weiß!"

Noch ein Briefchen von zarter Hand:

„Kommen Sie zu mir — morgen um 11 Uhr.
Marie von Salewski."

Und da — nun, das scheint ja eine Art Bettelbrief —

„Gehrter Her Leutinant, mein Onkel is dot — ich beerbe ihm un bitte recht sogleich um den hundert Mark, von welchen keen Schuldschein is.
Albert Schicketanz, Schuhmachermeistergehilfe
in Leipzig und in G., Ostpr.,
widrigenfalls ich mir am Herrn Oberstwachtmeister wende v. Salewski." D. O.

Ich fuhr auf, denn die Uhr schlug — der Wecker. Schon eine halbe Stunde zu spät zum Dienst! Ich ließ alle Briefe liegen, wo sie lagen, schloß mein Zimmer ab und steckte den Schlüssel zu mir — zum erstenmal!

Erst als ich an der Potsdamerstraße war, fiel mir ein, daß die Schulz ja einen zweiten Schlüssel hatte und ihn auf jeden Fall benützen würde in ihrer Wut und nachdem die beleidigte Tochter mir die große Post gebracht. Zurück konnte ich nicht mehr. Der Dienst war heute schwer, ich machte Fehler, erhielt Verweise. Kerski war plötzlich zu meinem größten Erstaunen der alte, krittlig, boshaft, hochmütig!

Was hat mir die Ziska gethan? Ist er dort gewesen? Hat sie ihn in ihrer unberechenbaren Laune enttäuscht? Hat sie — kindisch wie sie ist — sich über mich beklagt? Sich

verraten!? — Etwas ist geschehen von diesem allem. In seinem funkelnden Blick lag Haß! Als ich endlich dienstfrei war, schlug es elf Uhr von irgendwo. Von Umziehen keine Rede, ich mußte, wie ich war, staubig, kommissig zu Marie Salewski, denn ich sollte um elf Uhr dort sein.

Da konnte ich natürlich nicht erst nach der Steinmetzstraße 'runter fahren und salonfähige Toilette machen.

Ist ja auch alles einerlei. Immer und immer dies entsetzliche Gebrumme in meinen Ohren: Denke an das Ende dieses Weges. — Gerade wie ich in die Kleiststraße einbiege, kommt Gravis an und sieht sehr energisch aus.

„Sag 'mal, Arnold, was ist denn das nun wieder mit dem Fräulein Delke?"

„Versteh' dich nicht, Wilhelm. Weiß von gar nichts und habe ein wichtiges Rendezvous —"

„Wie wahrscheinlich oft."

„Natürlich. Alle Tage ein anderes," lache ich grimmig.

Er sieht ganz ernst und gläubig aus.

„Willst du in diesem Dienstanzuge zu deiner Schönen?"

„Ja, Lieber! Besser so, als zu spät bei seiner Schönen."

„Da hast du recht. Arnold, es geht unmöglich so weiter."

„Ganz deiner Ansicht."

„Mensch, was ist dir?"

„Du machst dich über die Maßen unbeliebt, Wilhelm, denn ich habe gräßliche Eile."

Er blieb stehen.

Selbst jetzt, wo mich Sorgen, Qualen, Angst und Uebermüdung vieler schlaflosen Nächte marterten, that mir der Ausdruck seines lieben, guten Gesichts noch besonders weh.

„Arnold, du siehst sehr elend aus."

„Möglich. Ich bin nämlich herzkrank. Ohne Spaß, wenn man den Herren Doktoren glauben darf. Der Oberbonze riet mir, mich schleunigst auf meine Güter zurückzuziehen und da nur meiner kostbaren Gesundheit zu leben," sagte ich leicht und versuchte ein melodisches Pfeifen, weil mir etwas bitter und drückend die Kehle heraufstieg.

Gravis sah mich von der Seite an, mit jenem unbeschreiblichen Blick, mit dem man hoffnungslose Dummheit anstarrt, die durchaus in ihr Verderben rennen will.

„Ich verstehe absolut nicht, wie man immer noch so üble Witze reißen kann, wenn man so von allen Seiten gehetzt wird," sagte er achselzuckend.

Ich sah ihn auch an. Wie recht hatte er in seinem Zorn, seiner Verachtung über mich: Ueble Witze — und so von allen Seiten gehetzt! Wie ein Wild!

„Was meinst du, Wilhelm, mit der Geschichte — und mit Fräulein Delke? Ich bin nämlich wirklich sehr eilig. Fräulein Marie Salewski hat mich befohlen Punkt elf Uhr. Du siehst, ich konnte mich nicht einmal umziehen — also bitte, rasch!"

„Stadtrat Delke war heute bei mir, Arnold."

O Gott — dort — dort ging Elisabeth! Nur ein Wort, einen Blick, einen Händedruck! Hoffnungslos! Wilhelm hätte mich moralisch gesteinigt. Seine ganze Seele erfüllte die Delke. Dort war schon Salewskis Haus, und wahrhaftig — meine Uhr zeigte halb Zwölf.

„Ich werde dich nicht lange aufhalten, Arnold," sagte Wilhelm traurig. „Der Stadtrat meinte, versicherte — seine Tochter habe ihm versichert, du, Arnold, seist so gut wie ihr Verlobter."

„Verrückt ist sie und er, und die Geschichte ist ja uralt!"

„Aber die Geschichte da mit dem Sicheinschließenlassen in einem öffentlichen Garten bis zum Morgen, Arnold?"

Ich schwieg. Sollte ich die kleine, verliebte, gutherzige Person lächerlich machen? Sollte ich sagen, was ich wußte? Daß sie dies Einschließen voraus berechnet, mich mit ihrer albernen Freundin in die entfernteste Laube des Gartenlokals gelockt hatte?

Nein, kleine, blonde Thörin von siebzehn Jahren! Heiraten thue ich dich zwar nie, trotz deiner achtzigtausend Mark, aber bloßstellen, lächerlich machen lasse ich dich auch nicht.

„Ja, Wilhelm," sagte ich bedauernd. „Die Schuld ist allerdings mein. Ich war unüberlegt, leichtsinnig, dachte viel an etwelche Folgen."

„Wie immer," sagte er bitter.

Ich gab gar nicht darauf acht. Auf einen bitteren Tropfen mehr oder weniger kam es auch nicht mehr an.

„Sieh 'mal, Wilhelm — mein Himmel, daß ich dir das noch erklären muß! Man ist doch jung, leichtsinnig, läßt sich hinreißen — die Situation benimmt einem den Kopf."

„Na ja, ja, Arnold, alles ganz schön, aber der Delke war verfl . . . ernst. Was wirst du thun? Denn, daß du sie heiratest — obwohl das sehr vernünftig wäre —"

„Kannst du nicht verlangen! Stimmt, Kamerad! wie Oelsen sagt. Nein, Wilhelm, ich bin in festen Händen."

„Das scheint so! Leider! Obwohl mir unfaßlich ist, wie ein Ehrenmann nebenbei —“

Ich blieb so brüsk stehen, daß er das Nämliche thun mußte.

„Wilhelm, sprich 'mal zu Ende, was du da — da sagen wolltest von Ehrenmann und unbegreiflich.“

„Ach, Arnold,“ sagte er mit seiner stillen, traurigen Ruhe, „mach keine Geschichten mit mir und laß nicht alberne Uebelnehmerei zwischen uns beide kommen. Mir ist aufgetragen, dich zu fragen, und ich hab's gethan. Was aber, lieber Kerl, soll ich dem Stadtrat sagen?“

„Daß ich ihn auslache.“

Wilhelm — stumm.

„So, Wilhelm! Hier muß ich hinein. Ich habe höchste Eile. Du begreifst: Prinzeß befiehlt! Die Kommandeurstochter hat Wünsche!“

Ich drückte den Hausthürknopf.

„Lieber Wilhelm, sage dem Stadtrat, ob er mir erlaubte, bei ihm die Freiherren von Oelsen und Brenken vom Kaiser Franz einzuführen.“

„Bist du von Sinnen?“

„Im Gegenteil. Sag ihm das. Und ob er mir morgen um — na, um fünf Uhr nachmittags, gestatten wollte, zwei Worte mit ihm zu reden?“

„Was willst du ihm denn sagen?“

„Keine Ahnung, lieber Wilhelm. Adieu, ich muß eilen. Wirklich, Bester Die Sache ist geringfügig. Aber — könntest du vielleicht —“

„Was, Arnold?“

Ich seufzte tief. War's nicht im stande. „Nein, nichts. Es hat Zeit. Adieu, lieber Freund!“

Ich legte die Hand an die Mütze und sprang die Treppe hinauf.

Ich klingelte. Fräulein von Salewski selbst machte mir auf. Dann winkte sie mir so eigentümlich hastig in den Korridor hinein und drückte so behutsam die Thür hinter sich zu. Ich stand sprachlos. Sie war im Morgenkleide und ihr Haar hing in einem langen dicken Zopf fast bis an die Erde über ein weißes Gewand.

Alles an ihr verblüffte mich. War sie so überraschend hübsch, oder so überraschend häßlich? War dies Haar echt? War's möglich? Na natürlich. Solch ein Zopf, den wird

man sich nicht anhängen. Wie mußte das offen aussehen! Und diese Spitzen um Hals und Hände. So viel verstand ich auch davon, daß die unermeßlich kostbar waren. An den Spitzen steckte eine Nadel: ein Dolch von Brillanten, dessen Flammen meine Augen magnetisch anzogen.

Was war dem Mädchen? So hatte ich sie noch nie gesehen. Puritanisch einfach und so häßlich ungesucht, daß Oelsens Begriffe von Vornehmheit sich hier verkörpert zeigten, war sie sonst immer. Und jetzt: Reichtum und Geschmack, Gewagtheit und Eigenart! Ja, wirklich, Eigenart der Erscheinung, und nicht unschöne. Nur war ich zu sehr benommen von allem, was seit vierundzwanzig Stunden durch mein Leben gerast war, um bestimmen zu können, was ich eigentlich sah. Dann im Zimmer angekommen — dem Zimmer mit den schlichten weißen Gardinen und dem goldhellen Sonnenlicht — sah ich ihre verweinten Augen und den tiefroten jungen Mund und das unbeschriebene Blatt ihres jungen Gesichts. Wie rührend sie aussah! Wie verlassen und (mir kam im Augenblick kein andrer Gedanke) wie mutterlos! Und diese himmlische Unschuld, sich mit diesem braunen, verweinten und etwas verschwollenen Gesichtchen mir nichts, dir nichts mitten in die Sonne zu stellen, ganz gleich, ob häßlich oder hübsch!

„Gnäd'ges Fräulein, Sie haben Kummer, Sie sind in Not, in Sorge. Sie brauchen Hilfe! Einen Freund, der treu und verschwiegen Ihnen bedingunglos dient?"

Sie lächelte und die großen Tropfen kollerten ganz rund und glatt über das glatte, runde Gesichtchen; sie versuchte die unbescheidenen Dinger zu hemmen, mit einem Spitzentüchlein, dem selbst ich ansah, daß es so an die hundert Mark wert war.

„Wenn Sie mir Vertrauen schenken wollen, so gebe ich mein Wort, gnäd'ges Fräulein, Sie schenken es jemand, der sein Leben dafür einsetzt," sagte ich beklommen, ihr kaltfeuchtes Händchen (furchtbar!) ergreifend.

Sie nickte und sah mich dabei an.

Lieber Gott! Die glaubte nicht, daß ich sie heimlich liebte oder so halb und halb mit ihr verlobt sei.

Endlich errang sie sich heldenmütig Fassung und erfreute mich durch das äußerst schmeichelhafte Geständnis: „Alle Leute sagen, daß Sie ein schlechter Mensch sind, und Papa —"

Ich war wirklich ziemlich hoffnungslos in der Klemme, aber ich konnte doch in diesem feierlichen Augenblick nicht anders, als laut hinauslachen.

Welch einen Blick sie mir zuwarf!

„Sie lachen — aber —“

„Ich habe eher Ursache zu weinen,“ vollendete ich. „Gnäd'ges Fräulein, wenn Sie mir weiter nichts mitteilen wollen, als daß ich ein schlechter Mensch bin, das hat mir schon meine Waschfrau und mein bester Freund versichert.“ (Ich lachte wieder.)

Marie Salewski sah mich traurig an.

„Wie ist es möglich!“ sagte sie leise und setzte sich müde in einen Sessel am Fenster.

„Wollen Sie mir gnädigst sagen, mein Fräulein, was Sie mir befehlen? Ich bin im Dienstanzuge — und dafür habe ich keine Entschuldigung, als daß ich glaubte, Ihnen einen Dienst leisten zu können.“

Sie nickte und sah mich unentschlossen an. Ich wurde ungeduldig. Meine Lage war so ernst, vor mir lag die Zukunft so düster, daß ich wahrhaftig keine große Lust hatte, etwaige Puppenstubensorgen dieses guten Kindes zu teilen.

„Gnäd'ges Fräulein, ich möchte nur bitten, mir jetzt zu sagen, was ich für Sie thun kann, meine Zeit ist heute so beschränkt —“

„Ich habe den Mut nicht — ich wage nicht. Aber — ich muß, ich muß —“

„Bitte, werden Sie nur nicht ohnmächtig,“ stieß ich hervor, denn sie setzte sich rasch.

„Nein, nein. Ich werde nie ohnmächtig. Wollen Sie mir versprechen, ganz bestimmt das zu thun, was ich Ihnen sagen, was ich Sie bitten werde.“

„Bedaure, gnäd'ges Fräulein. Man gibt seine Unterschrift nicht, ohne das Papier gelesen zu haben — — Sie verstehen — —“

„Wenn's denn nicht anders ist,“ rief sie, „denn gut. Ich bin nicht feige, ich bin eines alten Soldaten Tochter, aber mit Ihnen — mit Ihnen ist schwer sprechen. Ich fühle, daß ich mir gestern, als ich Papa und den Kerski, den schwarzen Grafen von Ihrem Regiment, sprechen hörte, in meiner Angst zuviel zugetraut habe. Ich stürzte hin und schrieb den Brief. Immerzu habe ich schon gedacht, daß ich eine unsagbare Tollheit beging, Sie zu rufen. Ich wußte ja, daß Sie unter allen Umständen kommen würden, weil ich die Tochter Ihres Obersten bin, und hatte wieder nicht den Mut, Ihnen abzusagen.“

Ich rief mir innerlich Geduld zu und stand ergeben da. Die Not meines Tages lag wie ein Alp auf mir, sonst wäre ich vielleicht neugierig geworden.

„So. Jetzt sag' ich's, jetzt hören Sie es, Herr Lieutenant, und jetzt seien Sie so vernünftig, wie Sie sein können!"

Ich sah sie schweigend an.

Plötzlich stand sie auf. „Sie — Sie dürfen unter keinen Umständen Schulden haben — heute — oder morgen bis Mittag — gar keine Schulden. Kerski — mein Vater — Ihr Leben — Ihre Carriere — Ihre — o Gott — ich kann nicht anders — Ihre Liebe — alles steht für Sie auf dem Spiel — alles! Begreifen Sie? Hören Sie mich! Ich bin in Not — Sie können mir helfen — wenn Sie denken könnten, — daß ich ein Mann — kein Mädchen bin. Sie können mir übermorgen alles wiedergeben, — aber morgen — mittag zwölf Uhr — lieber Herr Lieutenant Meister, müssen Sie versichern auf — Ehrenwort, daß Sie keine Schulden haben. Denn wenn diese Behauptung hinfällig ist vom Grafen Kerski, — dann darf er sich überhaupt gegen meinen guten, lieben Vater nicht mehr rühren. Begreifen Sie?"

Ob ich begriff!

„Alle Leute bringen meinem Vater Schlimmes von Ihnen. Er mag Sie, er hat Sie sehr lieb — aber er ist förmlich in Todesangst, daß Kerski recht hat. Sonst hat der Graf Sie seit einiger Zeit verteidigt — aber vor einigen Tagen — da muß etwas passiert sein und —"

Ich drückte die Hand gegen die Stirn und erhob mich.

„Tausend Dank, gnäd'ges Fräulein, für die mir sehr wichtigen Mitteilungen. Ich hatte freilich egoistischerweise gehofft, daß Sie mir Gelegenheit geben würden, Ihnen meine Kraft zur Verfügung zu stellen, anstatt daß Sie mir die Ihre bieten. Meinen ehrfurchtsvollsten Dank. Was ich thun kann, um den von Ihnen gewünschten Nutzen daraus zu ziehen, wird geschehen!"

„Aber Sie wissen ja noch gar nichts. Hören Sie doch nur zu Ende —"

Ich trat zurück, denn ich kannte das schmachvolle Ende.

„Ich habe eine Masse Geld auf der Sparkasse. Ich brauche fast gar nichts."

„Genug, gnäd'ges Fräulein. Lieber den Tod, als solche Schmach! Von einer Dame mit Geld unterstützt zu werden!"

„Aber das ist keine Unterstützung. Ob die Sparkasse oder

Sie mir die zehntausend Mark verzinsen, ist mir ganz egal, und der schwarze Graf hat zu Papa ganz laut gesagt: ‚So gut wie ich beweisen kann, daß er kleine und große häßliche Verpflichtungen hat, so gut will ich das andre auch beweisen, was wir nicht dulden im Regiment.‘“

„Was haben Sie denn nur gemacht, lieber Herr Lieutenant?“ schloß sie händeringend.

„Das, was ich gethan habe, verantworte ich allein. Ihre Güte ladet ohnehin schon eine neue Last auf meine Seele,“ sagte ich ernst.

„Ach, Unsinn! Seien Sie doch nur einmal im Leben vernünftig: Gehen Sie hin — oder nein, nein! Ich mache alles. Natürlich, ich muß es auch machen. Morgen um neun Uhr — nein, besser heute abend haben Sie zehntausend Mark. Sie verzinsen mir die Geschichte, bis Sie das Ganze abgezahlt haben. Je länger es dauert, desto besser — dabei werde ich ja nur noch reicher, als ich ja ohnehin schon bin — und kann mir doch kein Stückchen Schönheit dafür kaufen —“

Sie kämpfte tapfer mit ihren Thränen.

Ich kniete einen Augenblick nieder und küßte stumm die eiskalten Händchen dieses goldguten Kindes. Aber nicht einen Moment kam mir auch nur die Neigung, dieser Versuchung zu erliegen und diese zehntausend Mark heut abend auf meinem Tisch zu sehen.

Man muß aber sagen, ich hatte Pech. Denn eben jetzt knarrten schwere Schritte und der Oberst öffnete die Thür. Sofort schloß er sie wieder und ging in sein Arbeitszimmer. Mir war doch etwas ohnmächtig. Was mußte er denken?

Nochmals stotterte ich mein: „Tausend, tausend Dank — aber niemals! niemals!“ — und eilte fort.

Was wird sie ihm sagen?

Sie ist ein Kind. Ein goldgutes, mutiges, aber doch ein sehr unüberlegtes, thörichtes Kind! Was wird sie ihm sagen?

Ja, ja. Es gab da eine so schöne Lösung, friedlich und still und nett. Für alle — nur nicht für mich und — Elisabeth.

Den . . Oktober.

Ich ging zunächst zu Oelsen. Gethan mußte etwas werden. Jetzt nach diesem Anerbieten eines Mädchens, mir Geld schenken zu wollen, denn schenken wollte, mußte sie es

mir ja, wenn ich am andern Morgen keine Schulden mehr haben durfte (o, der Schmach!), jetzt mußte ich doppelte Energie entwickeln! Recht klar bei Besinnung über die Ausdehnung meines Elends war ich nicht. In Erinnerung aber, daß mir längeres Fasten bei der Art meiner Gesundheit leicht zu sehr unpassender Zeit einen bösen Anfall bringen konnte, trat ich erst in ein Restaurant dritter Klasse, wo allerhand Bassermannsche Gestalten an feuchtbesprühten Biertischen sich etwas laut und wüst unterhielten. Ueber der Thür stand geschrieben: „Frühstückslokal“. Nun, die Vornehmheit dieser Sorte ist bekannt. Aber ich mußte essen, ehe ich weiter nach Geld suchen ging, und Oelsens Wohnung war in der Nähe. Also Dreistigkeit. In der einen Ecke des Lokals saß ein Schutzmann, der sich beim Anblick der Uniform erhob. Der dicke Wirt kam vom Zahltisch mir mehr erstaunt, als geehrt entgegen. Mir einerlei. Essen und Trinken brauche ich. Ein Schinkenbrot und ein Glas Bier und zwei Eier. Alles sehr genießbar. Wie mich die Gesellschaft anstierte! Ich hielt aus. Vielleicht entschuldigte mich mein bestaubter Dienstanzug, die hohen Felddienststiefel mit irgend einer Zwangslage bei dem Schutzmann, der kein Auge von mir ließ. Plötzlich stand der sehr intelligent aussehende, noch junge Mensch scheinbar auf und ging scheinbar absichtslos an mir vorbei. Ich sah es mehr an der Bewegung seiner Lippen, als daß ich es hörte: „Herr Lieutenant wissen wohl nicht —“

Ich zögerte einige Sekunden, ließ den Rest meines Frühstücks stehen, goß mein Bier hinab, zahlte und verließ schleunigst das Lokal.

Draußen stand der Schutzmann neben der Thür.

„Ich danke Ihnen,“ sagte ich vorübergehend.

Er legte die Hand stumm grüßend an den Helm und sah gleichgültig ins Weite.

Der stand da Posten auf irgend jemand.

Also jetzt zu Oelsen. Ich fühlte mich durch die paar Bissen, die ich gegessen hatte, bedeutend gekräftigt und war eigentlich sicher, daß Oelsen, zu dem ich immer von meinen Bekannten das meiste Vertrauen gehabt habe, mich unter allen Umständen herausreißen würde.

Mit meiner Gesundheit hapert es immer mehr. Ich bin immer in Sorge, daß mich 'mal solch ein Ohnmachtsanfall im Dienst überfällt. Das könnte mir eklig schaden bei meinen Vorgesetzten u. s. w. Ich lebe von meiner Carriere, und dazu

gehört in allererster Linie Gesundheit. Doch weiß ich manchmal nicht, ob ich ganz richtig thue mit dem Heucheln in dieser Richtung. Golz sah mich neulich so sonderbar an. „Mensch, was müssen Sie gewüstet haben," sagte er mit Kopfschütteln, „Sie sind ja quittegelb und nette Schatten da unter den Augen!"

In der ersten Verblüfftheit war ich so thöricht, geheimnisvoll zu lächeln, statt körperliches Leiden zuzugestehen. Golz meidet mich auffallend seitdem. Er lebt in den solidesten Verhältnissen und ist seit einigen Tagen verlobt.

Mir alles recht und gleich. Gemieden, verleumdet, verachtet, beargwohnt, gehetzt von Station zu Station wie ein Verbrecher beinahe, selbst aus diesem Lokal, von diesem Butterbrot aufgestört!

Oelsen war zu Hause. Ich atmete erleichtert auf und trat in seinen Salon, wo er auf der mit einer wundervollen orientalischen Decke verhüllten Chaiselongue lag und rauchte.

Wie schön und reich und vornehm war dies Zimmer! Ein wirklicher Salon. Bequemlichkeit, Eleganz, Komfort und Solidität reichten sich die Hand. Aus dem großen Schlafzimmer schimmerte ein riesiger Toilettenspiegel — rote Damastvorhänge und irgend welche Geräte von Silber.

Ich beneidete ihn nicht. Ich freute mich. Er hilft dir, das wußte ich bestimmt. Ich kam gleich auf den Gegenstand. Ich sprach deutlich, rasch, ohne Stocken, was mir selten passiert. Aber ich dachte an Marie Salewski. Die höchste Not lieh mir ihre ureigene Beredsamkeit.

Oelsen hatte sich aufrecht gesetzt, er drehte die erloschene Cigarette zwischen den Fingern, der trockene Tabak rieselte mit der Asche auf den kostbaren Teppich.

„Sagen Sie 'mal, Meister, halten Sie mich wirklich für reich?" fragte er mit sonderbar verfinstertem Gesicht.

Ich sah mich unwillkürlich um in der reichen Eleganz der Umgebung.

„Haben Sie je gehört, daß ein Oelsen bar Geld hatte?" fuhr er fort, „oder Vermögen?"

„Ich habe nie danach gefragt," gab ich finster zurück.

Er reichte mir die Hand. „Wenn Sie wüßten, lieber Kamerad, wie schrecklich es mir ist —"

Ich erhob mich.

„Mich abweisen zu müssen," sagte ich so heiser, daß ich mich räuspern mußte.

Er schwieg und stützte den Kopf in die Hand.

„Daß ich überhaupt den Mut hatte," fuhr ich mit einem Blick in den schimmernden Luxus des Schlafgemaches fort, „Sie, Herr von Oelsen, um einige Tausend anzugehen, rührt nur daher, daß ich und andre Sie für vermögend halten mußte."

Er neigte den feinen Kopf bestätigend.

„Ich verstehe Ihren Vorwurf. Ich wünschte solche Annahme auch. Die meisten Kameraden thun dergleichen. Ich zweifle, ob Sie selbst, Herr Kamerad, gern in dem Geruch der Mittellosigkeit oder gar Not stehen möchten. Sehr gern wohl das Gegenteil."

Der plötzlich scharf gewordene Ton seiner Stimme berührte mich unangenehm. „Ihre ganze Umgebung ..." begann ich. „Ich mußte —"

Er erhob sich nun ebenfalls. „Nun denn," sagte er mit leicht zusammengezogenen Brauen, „die ganze Umgebung danke ich einem freundlichen Abzahlungsgeschäft. In einigen Monaten werde ich sie mein nennen. Jetzt ist es noch nicht ganz der Fall. Wenn man einem Kameraden ein Darlehen von einigen lumpigen tausend Mark abschlagen muß, dann hat man wenigstens Offenheit zu geben. Sonst habe ich keine kostbaren Bedürfnisse. Ich kann leben und kann sogar für Fernstehende den Ruf eines soliden Reichtums festhalten. Barmittel besitze ich nicht. Schulden mache ich gottlob auch nicht. Ich habe so wenig Rückhalt, wie Sie, Herr Kamerad. Auch meine Mutter ist Witwe."

Wir standen uns einige Sekunden stumm gegenüber. Ich fühlte, daß ich die Sympathie dieses mir lieben und achtungswerten Menschen verloren hatte. „Verzeihen Sie mir gütigst, Herr von Oelsen," sagte ich endlich, „und lassen Sie diesen Zwischenfall auf unsre Beziehungen keinen Einfluß üben."

„Gewiß nicht," sagte er rasch.

Ich sah aber an seinem stolzkühlen Blick, daß sie den allerentscheidendsten geübt hatten. Mir auch recht. Alles recht, alles egal.

„Ich möchte — oder würde Sie bitten, zu Brenken zu gehen. Aber Brenken leidet augenblicklich an einer Angelegenheit, die ihm Tausende kostet," sagte er zögernd.

Ich erzwang ein Lächeln, das Verständnis bezeugte.

„Ich denke nicht daran, noch weiter fechten zu gehen," sagte ich, ihm fast heiter die Hand schüttelnd, und beeilte mich,

die Thür hinter mich zu bekommen; denn ich sah schon wieder alles rot und die funkelnden Sterne vor den Augen! — Und ich schäme mich nun einmal, krank zu sein.

Den . . Oktober.

Ich ging nach Hause. Sehr langsam, sehr müde und schlaff. Dieser Fehlschlag nahm mir den Mut.

Einen Augenblick die wahnsinnige Idee, Frl. v. Salewski zu schreiben: ich bin zu allem bereit, nur rette mich, mir ist nachher alles recht — alles egal. Aber es war nur ein Moment. Der Oberst? Das ging nicht gut. Der Fußfall vor seiner Tochter! Die Ueberraschung! Was dachte er? Was hatte sie ihm gesagt? Gravis blieb einzig übrig.

Ich ging heim. Es war schon dämmerig. An der Kurfürstenstraße traf ich Elisabeth. Ich weiß nicht, dieser große Hut steht ihr nicht. In meiner Geistesabwesenheit hätte ich es ihr beinahe gesagt. Ich war so unsäglich nervös. Alles, eben alles verletzte mich.

„Ich treffe dich jetzt recht oft auf der Straße,“ sagte ich.

„Weißt du, daß du dich sehr verändert hast gegen mich, Liebster?“ sagte sie scherzend.

„Bitte, nur keine Vorwürfe. Ich bin gar nicht verändert!“

„Was ist dir, Arnold, Lieber, du leidest!“

„Thu mir den einzigen Gefallen, mein angebetetes Lieb, und sorge dich nicht um mich! Ich bin vollkommen befriedigt, wenn ich nur deiner Liebe sicher bin.“

„Was für Redensarten!“ lächelte sie bitter.

Ich schwieg und verglich meine Uhr mit der Normaluhr.

„Könnte ich dir nicht von irgendwelchem Nutzen sein?“ sagte sie nach einer Pause tonlos.

Ich sah sie an, ohne Weichheit. Natürlich ahnte sie meine Misere.

„Tausend Dank, Geliebte. Aber das sind Dienstangelegenheiten.“

„So, so! Ich atme wirklich auf. Das ist nicht das Schlimmste,“ lächelte sie.

Ich nickte. Sie dachte natürlich nur an ihre Liebe!

„Verzeih, Liebste, Beste, wenn ich dich hier verlasse, aber ich muß dringend nach Hause!“

„Oh — ich habe dich gewiß belästigt — —“

„Durchaus nicht — aber ich bin untröstlich, daß ich muß.“

„Kommst du heute?“

„Heute?“

„Ja — — du kommst ja immer Donnerstag,“ sagte sie stockend.

„Ach so. Richtig. Ja — hm — ich will sehen. Wenn ich um zehn Uhr nicht da bin —“

„— kommst du nicht mehr,“ sagte sie ruhig und ging mit freundlichem Gruß quer über die Straße.

Ich sah ihr nach.

Mir auch recht — alles recht — alles egal.

Ich ging nach Hause.

Als ich den Schnepper ins Schloß drückte, wurde die Thür schon geöffnet, als hätte einer dort gewartet. Ich schaute etwas blöde vor — wie man so thut, wenn's dunkel im Flur ist und man jemand zu bemerken glaubt. Die Thür nach meinem Zimmer wurde aufgerissen. Drinnen war's hell zu meiner Ueberraschung. Zwischen Licht und Dunkelheit sah ich die schönen Formen der Amanda Schulz.

Die Tochter der entrüsteten Waschfrau stand mit mir in meinem Zimmer. Ich war so todmüde, so erschöpft, so leer, moralisch und physisch leer, daß ich gar nichts fragte oder sagte, das „Fräulein“ nicht einmal grüßte. Auf dem Tisch vor dem Sofa lag ein Tischtuch. Darauf ein allerliebstes Abendbrot. Pikante, anregende Sachen, wie ich sie zu solchen Zeiten körperlichen und geistigen Elends einzig zu genießen im stande bin. Wer? Was? Warum? Wozu?

Mit einem erzwungenen, müden Lächeln sah ich Fräulein Schulz an und setzte mich schwindlig rasch nieder, den Kragen öffnend, auf einen Stuhl — bei der Thür.

Meine Hände zitterten wie die eines lieben Mummelgreises, als ich versuchte, die enge Koppel zu lösen.

Sie bückte sich und machte alles rasch und korrekt.

„Danke, Fräulein.“

Ich sah ihr verbindlich ins Gesicht. Eigentlich das erste Mal. Sie war nicht schön. Aber der Mund war nicht ohne Anmut und die Linien des Oberkörpers vollendet.

„Haben Sie das hier so hübsch angerichtet — oder wem bin ich Dank schuldig, Fräulein Amanda? Denn mein Kerl wird wohl nicht —?“

Ich brach ab, denn mir steckte etwas wie ein wildes Schluchzen in der Kehle.

Sie sah mich zuerst wortlos an mit den kleinen, aber

hübschen Augen. Dann entkorkte sie die Flasche „Echtes" in natürlichster Weise und doch beinahe niedlich. „Ich hab's gethan. Ich kann's nicht sehen, wenn ein Mensch — (der Korken bröckelte und sie drehte den Zieher tiefer hinein) — ich kann's nicht sehen, wenn ein armer, guter, hübscher Mensch so (na — der Proppen sitzt aber) — so schlecht vom Schicksal behandelt wird — und — und — na — — und ich kann's nu 'mal nich sehen (siehste woll — raus is er —), und ich bitte nu bloß man, daß Herr Lieutenant nich böse sind, ich mein's bloß gut, Herr Lieutenant, können's glauben. Und Jott, det Bier! Bitte recht sehr, Herr Lieutenant, 'mal was abzutrinken."

Ich that's, mir war beklommen und häßlich zu Mute, aber das Bier war wild und das Mädchen hatte sich so gequält mit dem Aufziehen. Gleich wurde mir frischer.

„Fräulein, Sie sind ein hilfreicher Engel," sagte ich. „Ach ja, ich verhungere und verdurste ja beinahe!"

„Das ist nun das Schönste, was Sie mir sagen könnten."

Sie drückte mich aufs Sofa und schob mir mein Leibgericht, Neunaugen, an den Teller.

„Na — das — mit der qualmichten Lampe — is auch jräßlich. Morjen haben Sie aber 'ne andre, Herr Lieutenant."

„Morgen, Fräulein? Da brauch' ich hier keine mehr," sagte ich traurig und fiel über das Essen her, ohne etwas zu denken oder zu fühlen, als Hunger! Hunger!

„Soll ich nu rasch noch so zwei Eier sieden?"

Eier, so richtig weich, mag ich sehr gern, und ich sagte ja.

Sie ging in die Küche, und ich sah ihr mit demselben blöden, blinzelnden Blick nach, mit dem ich sie im Flur begrüßt hatte, als sie mir so rasch öffnete.

Wie gut sie mir gethan hatte!

Ich schmierte mir ein Brötchen und schälte die Hülle vom Neunauge.

Ach, die Wonne, satt zu werden! Die Leere zu füllen, das Blut zu erwärmen! Rasch goß ich ein volles Glas Bier hinab.

Bald kam sie wieder mit einem Tellerchen, auf dem appetitlich in Salz und Kresse zwei Eier lagen.

Die Eier waren tadellos, heiß und halbweich.

Ich schlug sie auf und aß hastig.

Sie stand dabei und sah mir zu.

Es gibt Bilder, die keine Macht, kein Schrecknis, keine Seligkeit jemals erblassen läßt.

Ich sehe sie, und ich glaube, ich sehe das junge Geschöpf ewig so in der roten Trikottaille mit dem verschossenen schlappen Rock, der glitzernden Brosche am Stuartkragen, den roten, aber schmalen Händen, am Tisch stehen und auf mich niederschauen.

Ich sehe den Blick liebevollen Erbarmens, einer Art — ich weiß nichts Richtigeres — einer Art mütterlichen Mitleids in dem Blick, daß ich plötzlich meine Hand über den Tisch streckte.

„Fräulein Schulz, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie hoch Sie mich verpflichten.“

„Ach — mit so 'n bißchen! Ihr Bursche is 'n Liederjahn, und wenn Sie auf den sein Abendbrot hätten warten soll'n! Der Mensch ist ja noch nicht da!“

Dann auf einmal, ich hatte gar keine Zeit zu denken, bückte sie sich und küßte meine Hand und ließ sie fahren und trat rasch an die Thür.

„Herr Lieutenant, ich bin nur ein armes Mädel — aber ich kann nu 'mal nich so sehen, wie ein guter Mensch sich abmüht, und die Mutter is auch so 'n Drache — aber ich hab' sie doch in der Hand — und ich sag', Herr Lieutenant, wenn Sie bei uns bleiben wollen und die Wäsche und die Miete — Herr Lieutenant — das is alles — wie Herrn Lieutenant das paßt!“

Ich stand auf.

„Fräulein Schulz — ich bin Ihnen natürlich sicher — aber Sie haben recht — im Augenblick wäre mir —“

Sie winkte mit der Hand.

„Sie bleiben denn nu weiter also — das allein wollt' ich Sie bitten.“

„Ich —“

Ich war so niedrig und wollte den Arm um ihre schlanke Hüfte legen. Sie sah mich an, und ich trat wieder an den Tisch.

In mir rang Unbeschreibliches.

„Nee — nee! Lassen Sie unsereinen auch 'mal das Gefühl, bloß gut zu sein — bloß gut gegen einem, den man nu 'mal gut sein muß.“

Ich war allein.

Herrgott! Wie kann man so elend sein!

Den .. November.

Kälte. Schneefall. Ein Sturm, daß die Ofenthüren klappern. Sehr verfrühter Winter. In der Nacht, als ich aufstand, weil ich keine Luft kriegte, so um zwölf Uhr, schneite es. So komisch emsig — — ich ging ans Wohnstubenfenster, alles weiß — und es fiel vom Himmel ganz eilig, ganz still — wie ein Schleier — Flocken — Flocken!

Und dann klärte es sich auf. Und ich sah empor zu der funkelnden Sternenpracht. Welten! Lauter Welten! Und es soll kein Gott sein? Nur Naturmacht? O Wissenschaft! O Dummheit!

Ein alter Vers, der Vater sagte ihn oft, fiel mir ein, wie ich so diese Sternenpracht anstarrte:

„O, Herr der Welt, die Menschen vor dir spielen,
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit
Und hochgerühmte Kunst und messen sich
Und zanken über ihres Schattens Schatten,
Indessen du auf Wettern fährst und Welten
Zehntausendmal zehntausend lenkst.
Wer sagt vor dir: Hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts, das du zu etwas, und, o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zwecke schufst —"

Als ich ein kleiner Bengel war, mußte ich das 'mal zur Strafe für ein kleines Vergehen auswendig lernen. Für ein Kind war der reimlose Vers nicht ganz leicht. Doch ist er mir noch heute gegenwärtig.

Ich sah zum Himmel auf, der so wunderbar funkelte. Und das steht ja fest: jeder Stern ist eine Welt. Und ich? Und die Klugen? Und die Dummen?

Ich ließ den Himmel und seine Rätsel und kroch frierend ins Bett.

Ach! Du Himmel! Elisabeth!

Zehn Uhr war längst vorbei. Sie hatte sicher gewartet. Ach — vergeblich.

Ich hatte gar nicht daran gedacht! Sie war ja eben immer da. Heut oder morgen. Was liegt daran?

Den .. November.

Neun Uhr früh. Sonntag. Amanda kam etwas eilig mit halb geflochtenem Zopf. „Herr Lieutenant, Herr Oberst Salewski will Ihnen gleich sprechen —"

Sie nestelte an ihrem sehr durchsichtigen Morgenkleide, und drehte das niederwallende goldne Geflecht ungeschickt zusammen, indem sie hinausging. Mit einem sonderbaren Gefühl von Pein sah ich, wie sie mit Salewski in der Thür zusammentraf.

Dann sprang ich vom Sofa auf, wo ich beim Morgenkaffee gesessen.

Der Oberst war ernst, eiskalt und sah meine Hand nicht, die ich ihm bot. Er setzte sich auch nicht. Mitten im Zimmer blieb er stehen, die Hand auf den Säbel gestützt. Eine Minute später hatte er mir versichert, meine finanziellen Elendigkeiten regeln zu wollen, seine Tochter hätte ihm gesagt u. s. w. Er sei ja die Veranlassung gewesen, daß ich nach Berlin versetzt sei, und sein sei doch auch gewissermaßen die Verantwortung.

„Es ist doch vielleicht besser, Herr Lieutenant, wenn Sie um Ihre Verabschiedung —"

Ein Riß — ich glaubte bei Gott, ihn zu hören — ging durch mein ganzes Leben und Sein. Ich blieb am Fenster stehen.

„Wir haben uns geirrt, Meister."

„Herr Oberst —"

„Lassen Sie gut sein, Meister. Ihre Schulden — Sie haben keine — an den Schuhmachermeister Schicketanz hat schon meine Tochter —"

„Herr Oberst —"

Er nickte und klopfte mit den Fingerknöcheln nervös auf den Tisch. Er hatte augenscheinlich noch etwas.

Wie weh mir war! Wie verstummt ich dastand, matt und benommen, mit so dumpfem Denken, daß ich immer noch andres hörte, während mein Kommandeur sprach! Vielleicht wär's gut gewesen, jetzt — jetzt seine Hand zu fassen, jetzt mein ganzes Elend, mein Fehlen und Fühlen dem edelsten Menschen zu überantworten — vielleicht war's der letzte Augenblick — — und ich stand stumm, mit gesenktem Blick und geröteter Stirn — ein Schuldiger vor ihm! Konnte, konnte nicht frei und voll aus mir heraus. Zu viel hatte ich zu sagen, zu viel zu meiner Verteidigung vorzubringen! Und mit geschlossenen Lippen stand ich da und fühlte, daß der Mann auf solch Wort von mir wartete, vielleicht hoffte.

Waren's Minuten, Sekunden nur — mir schienen es Stunden, in denen wir uns schweigend gegenüberstanden.

Dann nahm der Oberst seine Mütze vom Tisch. „Was

hat der Stadtrat Delke gegen Sie, Meister?" fragte er plötzlich so unvermittelt, daß ich zusammenschrak in meiner Nervosität.

Er sah es und zog die Brauen hoch. „Also richtig?" Er zuckte die Schultern und lächelte.

Für dies Lächeln hätte ich jeden andern gefordert.

„Darf ich fragen, Herr Oberst, ob sich der Herr Stadtrat beim Herrn Oberst beschwert hat?" fragte ich, kaum im stande, klare Worte zu bilden.

„Beschwert? Schon? Bei mir — beim Kommandeur?"

„Er hat, weiß Gott, keine Ursache dazu — mein Wort —" Ich unterbrach mich und mußte mich schwer mit der Linken auf den Tisch stützen, der zwischen uns stand.

Der Oberst schwieg und sah mich kopfschüttelnd an. „Meister — Mann! Was in aller Welt hat Sie seit den Tagen in Ostpreußen so verändert?"

„Ich bin nicht verändert — ich bin, was ich war," stieß ich heiser hervor.

„Schon möglich," sagte er gedankenvoll — „blind — blind —"

Meinte er mich? Meinte er sich? Wohl uns beide.

„Ich traf den Herrn Delke in einer Gesellschaft — mit — mit seiner hübschen Tochter."

Ich zuckte die Achseln. „Kann mir die Geschichte malen," sagte ich trotzig. „Verzeihung, Herr Oberst, ich muß mich setzen — mir ist nicht wohl!"

„Na, Meister, ich will Sie nicht länger stören, ich hab's gut gemeint, ich habe Sie lieb gehabt, es hat so jeder seine schwachen Seiten und — und Sie haben am Ende auch — als Junge — als Kind nicht den rechten Boden —"

Meine Eltern, meinen toten Vater, meine kranke Mutter, die sich ihr Letztes abdrückte, weil sie so stolz war auf ihren Einzigen — die wollte er verantwortlich machen?

Ich stand auf und machte einen unsicheren Schritt und sah ihn stumm an. Wie ich aussah — ich weiß es nicht. Jedenfalls furchtbar, denn er warf die Mütze auf den Tisch und faßte nach meinem Arm.

„Mein Gott, Meister! Was ist Ihnen? Ihnen wird schlecht."

Ich raffte mich zusammen. „Mir ist wohl."

„Also es ist wohl besser — wenn —"

„Wenn ich meinen Abschied —"

Pause — — —

Der Oberst stand an der Thür.

Ich hatte mich mühsam erhoben.

Er zögerte. „Ich hatte noch einen Auftrag," sagte er plötzlich, „bald hätte ich's vergessen — meine Tochter läßt Sie grüßen, sie ist vor zwei Stunden abgereist, nach M., da oben in den Alpen."

Ich war allein. Der Sturm rüttelte nicht mehr an den Fenstern.

Es war sehr still um mich und ich saß — hatte meine Kaffeetasse auf den Tisch zurückgeschoben und — weinte.

Den . . November.

Bei Elisabeth. Welch ein schrecklicher Abend! Es war überheizt und zu stark geräuchert. Ich hatte nicht mehr das Gefühl, in eine fremde, geheimnisvolle Welt voll neuen Zaubers zu kommen, als ich eintrat.

Ich wußte schon, daß ihre „Mathilde" für die Veränderung der Temperatur kein Verständnis hatte und daß der berauschende Duft „Parfüm der königlichen Gemächer" hieß.

Als ich kam, streckte sie mir die Hand entgegen, ohne mich anzusehen, wie einem „anerkannten" Geliebten. Neben ihrer Chaiselongue saßen zwei Herren auf niedrigen Tabourets, so niedrig, daß sie fast knieten. Es sah gar nicht hübsch aus. Ich kannte von den Herren nur Lieutenant von der Mirthe und Baron Andersbach. Wie kam sie nur zu den immer neuen Bekanntschaften?

Ich setzte mich, dachte darüber nach und fragte mich, ob ich wohl ein Fenster öffnen dürfe, um den Duft, der mich beim erstenmal so berauscht hatte, entweichen zu lassen. Dazu das angenehme Gefühl halber Uebelkeit, das mich seit letzter Zeit selten ganz verläßt.

Ihre Toilette war nicht ganz mein Geschmack, allzu raffiniert einfach. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte an Oelsens „gräßliche Ansichten von Vornehmheit" denken. Sie war ganz Heliotrop. Rock, Bluse, Strümpfe, Parfüm, alles. Und sie ist doch nicht mehr zwanzig. O, mein geliebtes Ideal! —

Ich saß am Kamin und sah sie und die andern Leute an. Sie fühlte es und es schien ihr peinlich, denn sie stand auf und machte sich in meiner Nähe an einem Bilderrahmen, der schief stand, zu thun. „Lieb, was ist dir?" hauchte sie über meinem Kopfe.

Ich sah sie nur an, während ich, höflich aufstehend, ihr beim Richten des Bildes half.

„Du hast etwas? Du zürnst?"

Gott weiß, was mir das Wort auf die Lippe trieb, aber ich dachte es kaum, da hatt' ich's schon gesagt.

„Lieschen — bist du wahr? Trügst du nicht — lügst du nicht?"

Der unglückliche Rahmen stürzte zu Boden — in Splitter. Wir suchten ihn halb knieend zusammen. Die andern — es waren ungefähr fünf Herren im Gemach — bemerkten es bei einer häßlich politisch klingenden Disputation gar nicht.

„Arnold —"

„Diese immer neuen Bekanntschaften, die ich hier mache —"

„Du zweifelst an mir?"

„Nein, nein. Ich könnte das nicht fassen, Lieschen! Aber ich weiß nicht recht, was ich denken soll. Mir wird alles aus den Händen gerissen — Glück, Liebe, Ehre — alles stürzt in einem wirren Haufen, und krank bin ich auch, körperlich krank, ich halte nicht mehr viel aus."

„Arnold, Lieb, Glück —"

Ich habe nie einen Menschenblick gesehen, der so Verzweiflung ausgedrückt hätte, als dieser jetzt. Dann bat ein Lohndiener zu Tisch.

Unauslöschlich steht es vor mir. Dieser elegante, überfeine Tisch; diese Kerzen und Blumen, diese Herren mit ihrer überfeinen Eleganz und ihrer — ach! ich kann's nicht anders nennen — ihrer Freiheit und Lautheit!

Ich dachte an Oelsen und sein Lächeln. Ich saß nicht in ihrer Nähe. Sie war niemals ungeschickt.

Lieber Gott, ich leide, leide körperlich und geistig.

Es gab zu viel zu trinken. Wenn ein Hausherr da ist, sehr schön, aber bei einer schönen, alleinstehenden Frau!

Endlich erhoben wir uns, einer überaus graziösen Aufforderung Elisabeths folgend, von der Tafel, um im Salon den Kaffee zu nehmen.

Sie ließ sich die Hände küssen und sah dabei unaussprechlich traurig und geistesabwesend aus.

Ich stand am Tisch und entzifferte einen französischen Vers, der in einem Knallbonbon gesteckt hatte und auf Elisabeths Teller lag, halb durchgerissen:

„Oh mon amour c'est ma folie,
Ayez pitié, je vous en prie!"

Ich legte ihn lächelnd zurück auf die Apfelsinenschale.

Dann kam eine qualvolle Sache. Ich fühlte, wie Elisabeth suchte, in meine Nähe zu kommen, wie sie sich sehnte. — Nur eine Sekunde Herz an Herz — Lippe an Lippe!

Ich stand in korrekter Haltung am Kamin, der Offizier (in Civil) sprach mit mir sehr reserviert über den Kaiser.

Ich allein war in Uniform, und ich hatte ein unerklärliches Gefühl, daß ich nicht „angezogen" sei. Wie man's im Traum zuweilen hat.

Als ich aufbrach und ihr die Hand küßte, traf mich ein so hoffnungsloser Blick, daß ich erschauerte. Bleiben — oder — nie wiederkehren —

Ich wußte nicht, was thun, und ging mit den andern. Das ist ja eben mein Unglück. Esprit d'escalier.

Sehr unerwartet war Tauwetter eingetreten. Es rieselte und tropfte von überall und nirgends.

Von den Dächern kamen die allerheimtückischsten Angriffe auf Mütze und Rock.

Wir hielten uns mitten auf der Straße. An der nächsten Straßenecke trennten sich alle Herren bis auf einen von mir. Schließlich ging ich bis zur Steinmetzstraße mit dem Offizier allein, der sich vorhin so reserviert über den Kaiser geäußert hatte.

„Na, gute Nacht, Herr Kamerad, war netter Abend!"

„Sie kennen die Baronin Landry schon lange?"

„Na — nich gerade." Er lächelte und zündete sich unter einer Laterne seine ausgegangene Cigarre frisch an. „Ist aber immer nett bei diesen Damen, die so un peu déclassées — — —"

Ich kam nach Hause und ließ mich schwer aufs Sofa fallen, die Mütze auf dem Kopf, griff ich nach dem Brief, der da lag. Thee stand da und eine Bierflasche und Streichhölzer — da die Morgenschuhe und der uralte bequeme Ueberrock. Gutes, gutes Mädchen!

Ich weiß nicht, was es war, das mich so schüttelte. Ich lehnte in der Ecke, den Säbel zwischen den Knieen, die Mütze auf dem Kopf, und starrte. Von einer nahen Kirche schlug es elf Uhr.

Endlich raffte ich mich auf. Hatte ich doch mindestens eine halbe Stunde so gesessen und mit dem Säbel taktmäßig auf die Diele geklopft. Un peu — déclassée! Un peu — déclassée!

Auf dem Tisch lag meine Taschenuhr, dieselbe, die meinem

Vater die Zeit zum Kirchgange bestimmt hatte. Amanda wußte, daß ich es liebte, wenn ich nach Hause kam, die Uhr gleich sehen zu können.

In Ordnung und aufgezogen lag sie da neben dem Bier.

Mit zusammengepreßten Zähnen sah ich hin und schob die Mütze endlich vom Kopf.

Was? Das ist doch Unsinn — zwei Uhr?

Vom Turm schlug es dumpf und schwer Zwei.

Also wieder so eine Art Ohnmacht. Ich ging schlafen, stand auf, trank eine Tasse Kaffee, aß nichts und las den Brief von Muttern.

„Mein Kind. Ich bin in sehr trauriger Lage. Der Pfarracker hat sehr schlechte Ernte gebracht. Ich kann dir diesmal nur dreißig Mark schicken —"

Ich legte den Brief zusammen und steckte ihn ins Couvert, ohne weiter zu lesen.

Den . . November.

Ich habe meinen Abschied eingereicht.

Den . . November.

Ich habe an Elisabeth geschrieben, daß ich sie nicht mehr liebte. Eine Stunde später fiel mir ein, daß ich zu lakonisch geschrieben habe und höflicher, dankbarer schreiben müsse. Aber sie haben mich so gehetzt — gehetzt wie ein Wild, das verenden soll und muß! Schon wieder eine Störung! Es reißt jemand die Klingel ab — — das ist ja Gravis — — was um Gottes willen — — —

Ende des Tagebuchs.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So weit, bis zum letzten Worte, das verzerrt, verwischt auf dem zerknitterten Blatte lag, hatte ich ohne Aufhören gelesen.

Mit schwerem Atemzuge richtete ich mich auf.

Der Morgen dämmerte, die Stille rings umher war sonderbar atemlos. Ich sah nach der Thür, die zweimal so geisterhaft aufgeflogen war — ich hatte sie verschlossen.

Mich fror; ein flimmerndes Frühlicht, fahl wie der Tod, lag auf dem schönen, stolzen Angesicht, auf der kühnen, flüchtigen Hand:

„Es gibt im Heiligtum der Ehre ein Allerheiligstes: des Andern Ehre — — —"

Ein schlechter Mensch? Von Freund und Feind so genannt — gehetzt wie ein Wild, das verenden soll und muß!

Ein schlechter Mensch?

Wo lag er eigentlich? An welcher Kirchhofsmauer?

Ich kreuzte die Arme auf dem Buch, das noch so viel schöne, saubere Seiten zeigte, und — ich glaube es nicht nur, ich weiß es bestimmt — daß ich weinte. Aus tödlichem, grenzenlosem Mitleid. Da wo das Tagebuch für immer abbrach, war der Major gekommen, und dann die unselige, haltlose Ziska und — das Duell — der Tod durch eigene Hand — gehetzt wie ein Wild, das verenden soll und muß!

Am liebsten wäre ich sofort mit dem Buch zum Major gestürzt. Aber das ging nicht an. Ich mußte mich gedulden.

Und Elisabeth?

Und Frau Anna?

Mir war's, als wüßte ich, ich allein, daß er nicht schlecht gewesen, und als könnte ich allein ihn retten. Retten! Er schlief den langen Schlaf.

Er hatte den unbestechlichen Richter gefunden, der da sagt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

Hoch, hoch über uns im ewigen Licht lächelnder Erkenntnis und Klarheit stand Arnold Meister — der „schlechte Mensch".

Ende.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wils. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Muray. Aus d. Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus d. Englischen.
Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Die kühle Blonde. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Mein Pfarrer u. mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus dem Engl. 2 Bände.
Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bände.
Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Englischen.
Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon, deutsch bearb. von Friedrich Spielhagen.
Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus d. Ital.
Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Marienkind. Von Paul Heyse.
Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von G. Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bde.
Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
Sein Genius. Von Claus Zehren.
Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.
Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.
Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bände. Aus dem Englischen.

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus d. Französ.

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Heimatlos. Von Hector Malot. 3 Bände. Aus dem Französischen.

Baronin Müller. Von Karl von Heigel.

In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.

Das Kind. Von Ernst Eckstein.

Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.

Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus dem Französischen.

Zehnter Jahrgang.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von Victor Cherbuliez. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein wirklich herzerfreuendes Buch ist es, das der beliebte Erzähler hier darbietet: ein Kunstwerk, bezaubernd in Form und Inhalt. Zwei reizvolle Vertreterinnen der heutigen Jugend hat er erwählt, und mit Geist und Grazie weiß er sie zu schildern.

Das wandernde Licht. Von Ernst v. Wildenbruch.
Diese Novelle des berühmten Dichters ist das durchaus ungewöhnliche Werk eines selbständigen Geistes, voll Leben und dramatischer Kraft

Einer alten Jungfer Liebestraum. Von Alan St. Aubyn. Aus dem Englischen.
Ein Idyll nennt der Verfasser seine einfach-rührende, vorzüglich erzählte Geschichte, und mit Recht, denn sie ist von einem frischen Hauch gesunder Land- und Gartenluft durchweht.

Schatten. Von Ossip Schubin.
Der prickelnde Reiz, durch den die Schöpfungen Ossip Schubins den Leser so unwiderstehlich gefangen nehmen, ist auch diesen stimmungsvollen Novellen in hohem Grade eigen.

Unerwartet. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Unermüdlich schüttet die liebenswürdige Verfasserin der „hübschen Miß Neville" immer neue und immer gleich anziehende und gemütvolle Geschichten aus dem Füllhorn ihrer reichen Lebenserfahrung. „Unerwartet" zählt zu ihren gelungensten Schöpfungen.

Ein Opfer. Von Karl E. Franzos.
Aus dem ewig frischen Quell eines kraftstrotzenden Volkstums schöpft Franzos den Stoff seiner ungewöhnlichen Geschichte, und heiß pulsiert das Blut in den Naturkindern, die er mit großem dichterischen Gestaltungsvermögen zu schildern weiß.

Die Möwe. Von Zacharias Nielsen. Aus dem Dänischen. 2 Bände.
Niemand wird diesen für die nordische Schule überaus charakteristischen Roman lesen, ohne einen dauernden Eindruck von den mit hohem sittlichen Ernst geschilderten inneren Konflikten davon zu bewahren.

Geopfert. Von George Simmy. Aus dem Französischen.
Den Gegensatz zwischen der alten französischen Aristokratie und dem aufstrebenden Bürgertum hat der Verfasser mit Glück zum Angelpunkt dieser überaus anmutig erzählten Geschichte gemacht.

Unheimliche Geschichten. Von Dick-May. Aus dem Französischen.
Das hochinteressante psychopathische Problem der ersten dieser beiden brillant erzählten Geschichten hat Paul Lindau die Anregung zu seinem Bühnenwerk „Der Andere" gegeben. Lindaus Verdeutschung ist meisterhaft.

Margarete und Ludwig. Von Frieda Freiin von Bülow. 2 Bände.
Lebenswahrheit, eine hinreißende Schilderung und großer Gedankenreichtum in harmonischer Vereinigung machen diesen Roman zu einem echten Kunstwerk, das auch hochgespannte Erwartungen befriedigen wird.

Die Herzogstochter. Von Mrs. Oliphant. Aus dem Englischen.
Die Typen aus den höchsten Kreisen der englischen Aristokratie, die uns die bekannte Erzählerin in ihrem trefflichen Sittenbilde vorführt, sind weit entfernt von den schattenhaften Schemen novellistischer Dutzendware, vielmehr treten sie uns als wohlgetroffene Porträts von sprechender Lebenswahrheit und scharfer Charakteristik gegenüber.

Briefe aus meiner Mühle. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ.
Von den socialen Romanen Daudets wird mancher mit der Zeit, der er angehört, verschwinden. Bleiben wird die echte Poesie dieser Stimmungsbilder, worin aller Duft der sonnigen Provence festgehalten ist.

Erinnerungen einer Schwiegermutter. Von George R. Sims. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Schwiegermutter ist schon in allen Tonarten besungen worden, wohl aber kaum je mit so gesundem, fröhlichem Humor, wie in diesem lustigen Buche, woran alt und jung seine helle Freude haben wird.

Lou. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Eigenschaften, denen die Romane

v. Roberts' ihre große Anziehungskraft verdanken, zeichnen diese köstliche Geschichte ganz besonders aus: große Originalität und Frische der Erfindung, sowie eine keck und flott einherschreitende Darstellung.

Hof Gilje. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Eine ganz prächtige Geschichte, voll behaglichen Humors und von einer staunenswerten Schärfe der Beobachtung.

Don Cirillos Hut. Von Emilio de Marchi. Aus d. Italienischen. 2 Bde.

Ein Seelengemälde von packender Gewalt und erschütternder Tragik; dabei im höchsten Grade spannend.

Jean von Kerdren. Von Jeanne Schultz. Aus dem Französischen.

Die liebenswürdige Verfasserin der mit so außerordentlichem Beifall aufgenommenen Geschichte: „Was der heilige Joseph vermag" tritt hier mit einem Roman hervor, der ihr Talent für graziöse Darstellung und feine Charakterschilderung von neuem ins glänzendste Licht stellt.

Unter Bauern. Von Hermine Villinger.

Kein Zuckerwerk, sondern gesundes, kräftiges Schwarzbrot. In Hermine Villingers naturwüchsigen Dorfgeschichten reden die Leute wirklich, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ein Lob, das nicht allzuviele Schriftsteller beanspruchen können.

Prinz Schamyls Brautwerbung. Von R. H. Savage. Aus dem Engl. 2 Bände.

Wer hätte nicht Savages „Meine offizielle Frau" gelesen! Und wer wäre nicht begierig, ein neues Buch dieses ungewöhnlichen Erzählertalents kennen zu lernen! In „Prinz Schamyls Brautwerbung", einem Roman von packender Wirkung und glänzender Darstellung, erfüllt Savage vollständig die Erwartungen, zu denen sein Erstlingswerk berechtigte.

Elfter Jahrgang.

Das Recht des Kindes. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bde.

Ein hervorragendes Kunstwerk von gewaltiger dramatischer Wirkung, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt und in atemloser Spannung hält und dessen ergreifende Konflikte unsre innige Teilnahme erwecken.

Ein schlechter Mensch. Von A. v. Gersdorff.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir diesen mit glücklicher Hand dem Offiziersleben entnommenen Roman ein echtes Kunstwerk nennen. Die Beherrschung der Darstellungsmittel ist bei allem Maßhalten so virtuos, die Zeichnung so sicher und korrekt, daß die beabsichtigte Stimmung den Leser unwiderstehlich ergreift.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2.— für den einfachen** und **M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
v. Wolzogen, Der Thronfolger.
„ Die tolle Komteß.